Reserve nach vorn . . .

Aufnahme: Wachtm. Sepp Jäger

Im Sturm zu stehen, macht ein Volk stark. Es wird bald gewahren, daß seine Kraft daher rührt, auf eigenem Boden zu stehen und in eigener Erde zu wurzeln. Läßt es sich entwurzeln, wird es verdorren

RUDOLF G. BINDING

Latrinenparole und Gerücht

Ein Landserleben ist ohne Latrinenparolen kaum denkbar. Sie gehören im Frieden während des Kasernendaseins zum eisernen Bestand des Dienstes. Sie sind das harmlose Spiel mit den eigenen Wünschen und Hoffnungen und all den Möglichkeiten, die im Dienst und Leben des Soldaten gegeben sind. Sie aus der Welt schaffen zu wollen, ist ebenso unmöglich, wie etwa das Meer ausschöpfen zu können. Der richtige Soldat jedoch hat ein sehr gutes Gefühl für alles, was echt und unecht, und für alles, was wahr und Lüge ist. Meist begegnet er ohnehin schon den Latrinenparolen mit einem gerüttelt Maß an Mißtrauen. Sehen wir aber klar, daß dieser Hang zu Latrinenparolen im Kriege sehr gefährlich werden kann, dann nämlich, wenn vor allem die Feindagitation die Chance geschickt ausnützt und aus ursprünglich ungefährlichen Latrinenparolen sehr gefährliche Gerüchte macht. Gerüchte tragen den Stempel der Gemeinheit und Verleumdung. Sie haben nichts mehr mit Humor zu tun, sie sind ein schleichendes Gift, das die wertvollste Substanz des Menschen, das Vertrauen, zerstören soll. Beantworten wir uns selbst zwei Fragen, dann erkennen wir, wie gefährlich Gerüchte sind.

Sie lauten: Wie entsteht das Gerücht und was will es bezwecken? Gerüchte sind entweder Verlautbarungen feindlicher Sender oder werden bewußt von feindlichen Agenten ausgestreut, oder aber sie werden von Menschen im eigenen Land, die den Drang zur Redseligkeit und Wichtigtuerei haben, geschaffen. Erreichen will das Gerücht, daß Verwirrung und Unruhe verbreitet und daß der Nachrichtengebung des eigenen Landes kein Glauben mehr geschenkt wird. Der Gegner kämpft hier mit einer gefährlichen Waffe, deren bester Helfer die Leichtgläubigkeit ist. Hört man sich diese Gerüchte an, so muß man bei einem großen Teil schon zu der Feststellung kommen, daß die Feindagitation von dem Grundsatz ausgeht: Es ist nichts so dumm, als daß es nicht geglaubt wird, es muß nur etwas Sensationelles an sich haben. Prompt fallen auch sehr viele auf die Gerüchte herein, und manche tragen sie weiter, um als besonders allwissend glänzen zu können. Ist das Gerücht erst einmal im Umlauf, dann hat es schon zu einem großen Teil seinen Zweck erfüllt und Beunruhigung gestiftet.

Gerade wir Soldaten an der Front müssen dagegen gewappnet sein. Wir dürfen uns nicht von irgendwelchen unkontrollierbaren Dingen beeinflussen lassen, die unserem Denken und der Kraft unserer Nerven schaden. Der Gegner weiß, daß der deutsche Soldat auf dem Schlachtfeld im ehrlichen Kampf nicht besiegt werden kann, und so versucht er, ihn moralisch zu schwächen und seine innere Festigkeit zu erschüttern. Dasselbe Spiel treibt er in der Heimat und will so erreichen, daß Front und Heimat sich keine gegenseitigen Stützen mehr sind, sondern daß die hervorgerufene Unruhe sich vom einen auf den anderen überträgt. Wir wissen auch ganz genau, daß es heute leider noch eine ganze Anzahl von Menschen gibt, die das Ohr lieber am feindlichen Sender haben als bei den deutschen Nachrichten. Dorther holen sie sich dann ihre Weisheiten, fügen womöglich noch das und jenes hinzu, und das Gerücht ist fertig. Gegen diese Verantwortungslosen, wo sie auch immer auftreten, rücksichtslos vorzugehen, ist Pflicht eines jeden, vor allem aber des Soldaten. Manch einer dieser Schwätzer wird mit guten Worten der Überzeugung geheilt werden können. Den Hartnäckigen muß man schon anständig aufs Maul hauen. Die Unverbesserlichen aber sind zu fassen und ohne Rücksicht mundtot zu machen. Der Landser weiß schon, wie er in den einzelnen Fällen zu verfahren hat.

Es kommt heute weder in der Heimat noch an der Front darauf an, was Hinz und Kunz meinen, sondern lediglich darauf, daß das Vertrauen zur Führung und untereinander nicht erschüttert wird. Politik und Kriegführung sind zwei Dinge, die keine lauten Worte vertragen und über die besser der dichte Mantel eines tiefen Schweigens gebreitet bleibt. Vielleicht mögen diese und jene Maßnahmen und Entscheidungen, aus dem Gesichtswinkel des Tages gesehen, abwegig erscheinen, und doch erfüllen sie innerhalb der umfassenden Planung einen bestimmten Zweck. Die Lust, alles vorher schon bewiesen und zergliedert haben zu wollen, steckt tief in uns. Diese Lust aber wohnt dicht bei der Kritik, und diese nimmt nur allzugern und billig jedes Gerücht auf und verarbeitet es in ihrem Sinne.

Das Gerücht ist eine der gefährlichsten Waffen des Feindes im Kampf gegen die moralische Stärke von Front und Heimat. Sowenig der Feind uns mit seinen Waffen auf dem Kampffeld erschüttern kann, sowenig soll er es auch im Kampfgebiet des Gerüchts erreichen.

Gebändigtes Material

Wenn die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht in den letzten Wochen wiederholt und mit besonderer Betonung die jetzigen Kämpfe im Osten als Materialschlachten ansprachen, so wird mit dieser Bezeichnung eine gewisse Entwicklungsstufe gekennzeichnet, die dieser Krieg nunmehr im Verlaufe von zwei Jahren erreicht hat. Was der Begriff „Materialschlacht" bedeutet, scheint keiner besonderen Erläuterung zu bedürfen: Es ist ein Kampf, dessen wesentliche Züge durch die Zahl und die Wirkung der eingesetzten technisch bestimmten Kampfmittel geformt werden. Je stärker von beiden Seiten, nicht nur von einer, Kriegsmaterial im weitesten Sinne dieses Wortbegriffes zur Anwendung kommt, um so mehr wird von einer materialbestimmten Schlacht die Rede sein können.

Ihre kennzeichnenden und unterscheidenden Merkmale gegenüber früheren Zeiten liegen vornehmlich in der Tatsache, daß in ihr die einfache, von seelischen Antrieben bestimmte und von physischen Fähigkeiten getragene Kraft des bewaffneten Menschen, die einstmals das entscheidende Moment im Kampfe bildete, zurückgedrängt erscheint zugunsten eines wesentlich komplizierteren, aus vielen Elementen zusammengesetzten Apparates. Ähnlich wie von jeher im Seekrieg müssen heute erst zahllose technische und damit auch rüstungswirtschaftliche und organisatorische Voraussetzungen erfüllt sein, ehe die moralischen und körperlichen Kräfte des einzelnen sich in zweckvolles und erfolgverheißendes Handeln umzusetzen vermögen. Der erste Weltkrieg hat diese Erscheinungen erstmalig in ihrer ganzen einschneidenden Bedeutung heraufgeführt.

Es liegt nahe, daß Material und Moral vielfach als Gegensatz empfunden wurden, und daß hier und da auch heute noch diese Auffassung besteht. Die Zeit nach dem ersten Weltkrieg vor allem war reich an Versuchen, eine Synthese der beiden scheinbar widerstreitenden Begriffe zu finden. Schon damals wurde unterschieden zwischen ablehnenden Empfindungen, die im wesentlichen auf den quälenden Erinnerungen an die Materialschlachten der späteren Weltkriegsjahre beruhten, und einer fester gegründeten Auffassung, die dem Material die ihm zukommende Rolle zuweist, ohne gewillt zu sein, sich von ihm beherrschen zu lassen.

Die Frage „Material oder Moral?", wenn sie in dieser Schärfe je bestanden haben sollte, kann heute als geklärt gelten. Beide sind in den Kriegen unserer Zeit unumgänglich notwendige Voraussetzungen des Schlachterfolges. Die eine wie die andere muß in bestmöglichem Maße erfüllt sein, um höchste Leistungen zu erzielen. Mehr noch: Erst durch die Verbindung mit höchsten moralischen Werten erhalten die neuzeitlichen, technisch bestimmten Waffen ein Höchstmaß an Wirkung. Daneben haben freilich auch die „alten", aus der Zusammenfassung von Einzelkämpfern gebildeten Waffen, vornehmlich die Infanterie, ihr Recht behauptet. Die Eigenart neuzeitlicher Infanterie besteht ja ebenfalls in einer überaus starken Ausstattung mit Kampfmitteln aller Art, auch solchen, die zweifellos unter den Begriff Material im Sinne einer Erweiterung dessen, was früher schlechthin Bewaffnung hieß, fallen. Hiermit freilich berühren wir die Grenze, bis zu der die Bewertung der materiellen Kampfausstattung, nicht diese selbst, gehen darf und die ungestraft von keinem Heer der Welt überschritten wird: Auch ohne eine im idealen Sinne vollständige Ausstattung muß äußersten Falles selbst ein größerer Verband kämpfen können. Es ist Sache der Führung, dafür zu sorgen, daß diese Notwendigkeit sowenig wie möglich eintritt, aber das ändert nichts daran, daß die Truppe selbst dieser Möglichkeit gewachsen bleiben und darauf eingestellt sein muß. Wenn 1918 unsere Gegner selbst dann, wenn nur noch einige wenige deutsche MG schossen, ihr Vorgehen nur mit einem Schwarm von Kampfwagen vor sich und den Geschoßbahnen einer massierten Artillerie über sich fortsetzten, so zeigen diese Erscheinungen deutlich nicht nur den an sich gesunkenen Kampfwert der feindlichen Infanterie, sondern ebensosehr eine unvorstellbare Verwöhnung durch ein allzu hohes Maß an Material. Hier spricht man mit Recht von einem gefährlichen, weil die Moral beeinträchtigenden Zuviel. Noch in einem anderen Sinne gibt es ein Übermaß an Material. Es ist jener Fall, der uns im ersten Weltkrieg so häufig bei unseren Gegnern gegenübertrat, ein Überreichtum, der es den Feinden gestattete, den Krieg zu einer Angelegenheit des Rechenschiebers zu machen, in Tonnen von Stahl und Explosivstoffen zu denken und damit die Kunst der Kriegführung zu einer stumpfsinnigen Maschinenarbeit herabzuwürdigen. Hier liegen wohl im wesentlichen die Gründe, die uns das Material verdächtig machen. Aber sie betreffen streng genommen nicht das Material als solches, sondern die Masse daran, und zwar eine Masse, die groß genug ist, um demjenigen, der sie besitzt, jeden noch so groben Fehler, jede Geistlosigkeit in der Führung des Krieges ohne tödliche Gefahr für den Kriegsausgang zu gestatten. Damit aber wird die Masse zum Gegenspieler von Geist und Sinn im Kriege, ihre Überwindung und Bändigung zum entscheidenden Problem, wobei die Massebildung auf materiellem Gebiet immer das eigentlich Kennzeichnende in den Kriegen unserer Zeit bilden wird.

Wir denken nicht daran, jede zahlenmäßige Überlegenheit als Masse abzutun, ganz gleich, ob diese Überlegenheit auf unserer oder auf gegnerischer Seite besteht. Man darf in keinem Falle übersehen, daß die größere Zahl auf dem Gefechtsfelde sehr wohl das Ergebnis einer überlegenen Strategie sein kann. Alle großen soldatischen Führer der Weltgeschichte haben dem Grundsatz gehuldigt, daß man zur Schlachtentscheidung niemals zuviel Kräfte zusammenbringen kann. So groß der Ruhm eines Feldherrn ist, der, wie Friedrich oder Hindenburg, auch gegen weit überlegene feindliche Kräfte zu siegen verstand, so wenig ist natürlich die ruhmvolle Unterlegenheit des Siegers etwa strategische Absicht oder gar Zielsetzung gewesen; sie war immer nur Notbehelf. Und wenn Moltke 1870/71 einen Feldzug durchführte, der von Anfang bis zum Ende auf glatter Siegesbahn verlief, so hat doch niemand, selbst auf der Feindseite nicht, ernstlich behauptet, dieses größte strategische Genie des 19. Jahrhunderts habe „durch Masse" gesiegt, obwohl ihm die Überlegenheit der Zahl in den entscheidenden Sommerschlachten des Jahres 1870 eklatant zur Seite stand.

Eine zahlenmäßige Überlegenheit an sich — das lehren Überlegungen dieser Art — braucht also noch keineswegs den Begriff der Masse in sich zu tragen, ganz gleich, ob sie in der Überzahl an Kämpfern, an Material oder an beiden besteht. Erst dort, wo das Übergewicht an allem, was sich in Zahlen ausdrücken läßt, so groß ist, daß es einen Verzicht auf geistige und moralische Werte nahelegt, ihn ermöglicht oder gar erzwingt, kann von Masse in dem Sinne gesprochen werden, der jedem vorschwebt, der mit Bewußtsein die beiden Weltkriege erlebt hat.

Der Kampf gegen die Sowjetunion, in dem wir stehen, ist eine Auseinandersetzung mit der Masse noch in einem wesentlich stärkeren Sinne, als dies im ersten Weltkrieg in Erscheinung treten konnte. Alles, was wir als kennzeichnend für den Begriff der Masse erkannt zu haben glauben, trifft auf diesen Gegner in gesteigertem Maße zu: Seine zahlenmäßige Überlegenheit an Menschen und Material, ursprüngliches Merkmal, aber auch selbstverständliche Voraussetzung jeder Masse, wird noch gesteigert durch eine bewußte bis zum letzten systematische und folgerichtige Züchtung eines jeder Individualität baren, überwiegend von kollektiven Instinkten geleiteten Menschentyps. Er bildet militärisch, politisch und wirtschaftlich den idealen Werkstoff für eine auf Ausnutzung der Masse eingestellten Kriegführung. Daß den Sowjets eine unerhörte Menschenfülle für den Kampf ebenso zur Verfügung steht wie die Möglichkeit, immer wieder gewaltige Materialmengen aus der Erde zu stampfen — zwei Dinge, die sich anderwärts durchaus nicht immer vereinbaren lassen —, gibt dem Kampf, den sie führen, seine besonders harte, für den Gegner immer neue Probleme aufwerfende Note.

Auch das Problem der Materialschlacht ist damit wieder erneut heraufgeführt. Die Aufgabe, sich damit abzufinden, hat vom ersten Tag des russischen Feldzuges an vor uns gestanden. Wir haben je länger, je mehr Mittel und Wege finden müssen, um der von der Masse an Menschen und Material vor uns aufgetürmten Schwierigkeiten Herr zu werden, ohne in einen Wettlauf der Zahlen zu verfallen, bei dem es letzten Endes

DAS PROBLEM UNSERES KAMPFES IM OSTEN

VON GENERALLEUTNANT DITTMAR

doch immer eine offene Frage geblieben wäre, wer Sieger bleiben würde.

Daß wir uns in anderer, besserer Weise damit abzufinden verstanden haben, davon legen die Kämpfe der letzten Wochen Zeugnis ab. Wir selbst haben sie als Materialschlacht bezeichnet. Aber sie sind es in einem ganz anderen Sinne als die des ersten Weltkrieges, in denen auf materiellem Gebiet allzuoft der Mangel bei uns gegen den Überfluß auf seiten unserer Gegner stand und wo aus diesem Grunde Geistlosigkeit und Ideenarmut sich ungestraft austoben durften. Heute liegen die Dinge anders. Wir haben das Material zu bändigen gelernt.

Darin liegt das Symptomatische dieser letzten gewaltigen Kämpfe. Sicher ist, daß die laufend gemeldeten Zahlen von vernichtetem und erbeutetem feindlichem Kriegsmaterial zunächst einmal zeigen, welch ungeheure Mengen dem Gegner daran zur Verfügung standen. Entscheidend bleibt aber doch, daß auch die gewaltige Ballung modernster Kampfmittel dem Gegner nicht zu irgendwie entscheidenden Erfolgen verholfen hat. Vor allem: Auch im Vergleich zu dem, was die Sowjets zu produzieren vermögen, sind ihre materiellen Verluste außerordentlich hoch, so hoch, daß wir mit Fug und Recht von Abnutzungsschlachten sprechen dürfen, aber mit ganz überwiegender Beziehung auf den Gegner.

Es liegt auf der Hand, daß diese Bändigung gewaltiger Materialmassen nicht ohne entscheidende Mitwirkung von Material auch auf unserer Seite möglich gewesen wäre. Aber wir haben nicht den Teufel einfach durch Beelzebub auszutreiben gesucht. Die Abwehrerfolge, die wir in diesen Wochen erzielt haben, sind nicht ein Produkt etwa eines zufälligen Gleichstandes von Wirkung und Gegenwirkung im Wettlauf nach der materiellen Überlegenheit. So liegen die Dinge nicht! Was wir erreicht haben, ist auch eine Folge der Bändigung des Materials auf der eigenen Seite.

Was ist darunter zu verstehen? Zunächst ist es selbstverständlich, daß das Erforderliche an materieller Ausstattung der eigenen Truppe zur Verfügung stehen muß, wobei zwischen Zahl und Güte keine Diskrepanz bestehen darf. Gerade in der Ausgewogenheit dieser beiden bestimmenden Größen besteht eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Leistungsfähigkeit der materiellen Rüstung. Daß sie erfüllt gewesen ist, beweisen unsere Erfolge. Aber auch in einem anderen, noch stärker in den Bereich des Geistigen reichenden Sinne hat es einer Bändigung des Materials bedurft, um zu den erzielten Ergebnissen zu gelangen: Auch ein qualitativer und quantitativer Hochstand der materiellen Rüstung darf nie dem Ideengehalt der Krieg- und Kampfführung Abbruch tun. Gerade auf diesem entscheidenden Gebiete, so dürfen wir jetzt schon sagen, sind wir der Gewalt des Materials in diesen letzten schweren Kampfwochen gewachsen gewesen. Nirgends hat die Wendigkeit unserer Entschlüsse unter unvermeidlichen materiellen Rücksichten gelitten, nie ist die Beweglichkeit unserer Kampfführung durch die Bleigewichte eines überzüchteten technischen Apparates gehemmt worden.

Im Gegenteil: Aus dem sinnvollen Einbau technisch bestimmter Kampfmittel in die kriegerische Gesamtorganisation hat unsere auf Beweglichkeit gestellte Kampfführung die besten Impulse gewonnen. So ist es uns gelungen, Schlachten zu schlagen, in denen die materielle Wirkung auf unserer Seite sich voll entfalten, die menschliche Kampfkraft durch den Einsatz technisch bestimmter Kampfmittel weitgehend geschont werden konnte, ohne daß es zu Materialschlachten im Sinne des ersten Weltkrieges gekommen wäre. Die brutale Geistlosigkeit des Kampfes von Gewichtstonnen an Stahl und Explosivstoffen hat nicht die Oberhand gewinnen können. Und niemals, so dürfen wir feststellen, ist die Kampfkraft unserer Grenadiere in seelische Abhängigkeit vom Material geraten. Immer blieb den seelischen und geistigen Kräften der Truppe das Tor zur Betätigung weit geöffnet.

Wir buchen diese Ergebnisse der letzten Kämpfe mit besonderer Genugtuung. Wir schöpfen daraus das Vertrauen, daß wir auch weiterhin dem stärksten Trumpf, den unsere Gegner auszuspielen haben, der Masse an Menschen und Material, in vollem Umfang überlegen bleiben werden.

Sowjetisches Salvengeschütz

STALINS „Geheimwaffe"

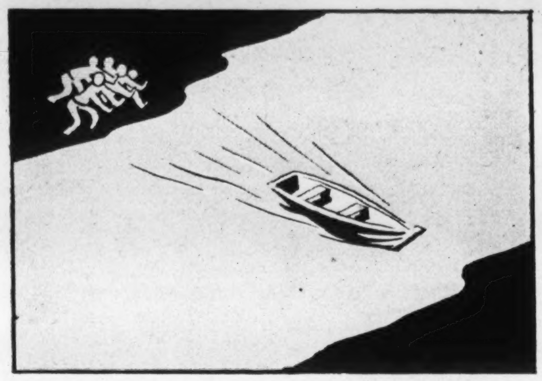
DIE RAKETE IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

Der Einsatz von Raketen als Kriegswaffen stellt für Ballistiker und Waffenkonstrukteure keine überraschende Neuheit dar, sondern erscheint als Folge einer Entwicklung, die weit in die Geschichte der Waffentechnik zurückreicht. Die Raketen sind Geschosse, welche unter dem Eindruck der großen Treffgenauigkeit der gezogenen Schußwaffen wohl bei der Allgemeinheit in Vergessenheit geraten konnten, ihre Eigenbeweglichkeit aber hat immer wieder die Fachleute aller Nationen angezogen, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie zu größter Vollkommenheit zu entwickeln. So finden wir in der Stalin-Orgel, dem Salvengeschütz der Sowjets, eine Raketenwaffe, welche insbesondere die Möglichkeit der zusammengefaßten Anordnung einer großen Zahl von Abschußeinrichtungen auf einem Fahrzeug verwirklicht. Auf deutscher Seite ist die Möglichkeit, große Sprengstoffnutzlasten mittels Raketenantriebs verschießen zu können, besonders ausgebaut worden. Aber auch die deutschen Raketenwerfer gestatten, den Feind mit Salven von großer Schußzahl schlagartig zu überfallen. Sie haben sich der Stalin-Orgel als überlegen erwiesen und den Ausgang mancher Kampfhandlung entschieden.

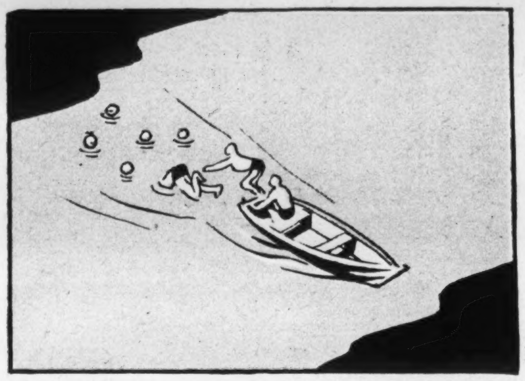
Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts begannen in Europa griechische Heere Raketengeschosse zu verwenden, im dreizehnten Jahrhundert wurden sie besonders von den Italienern verbessert, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurden sie als vollwertige Feuerwaffe neben den Geschützen verwendet.

Die Engländer lernten besonders in Indien die verheerende Wirkung der Raketen kennen (1799 Seringapatnam). Von 1804 an versuchte daher Sir William Congrève sie durch systematische Versuche zu verbessern, aber erst 1809 gelangte er zu der endgültigen

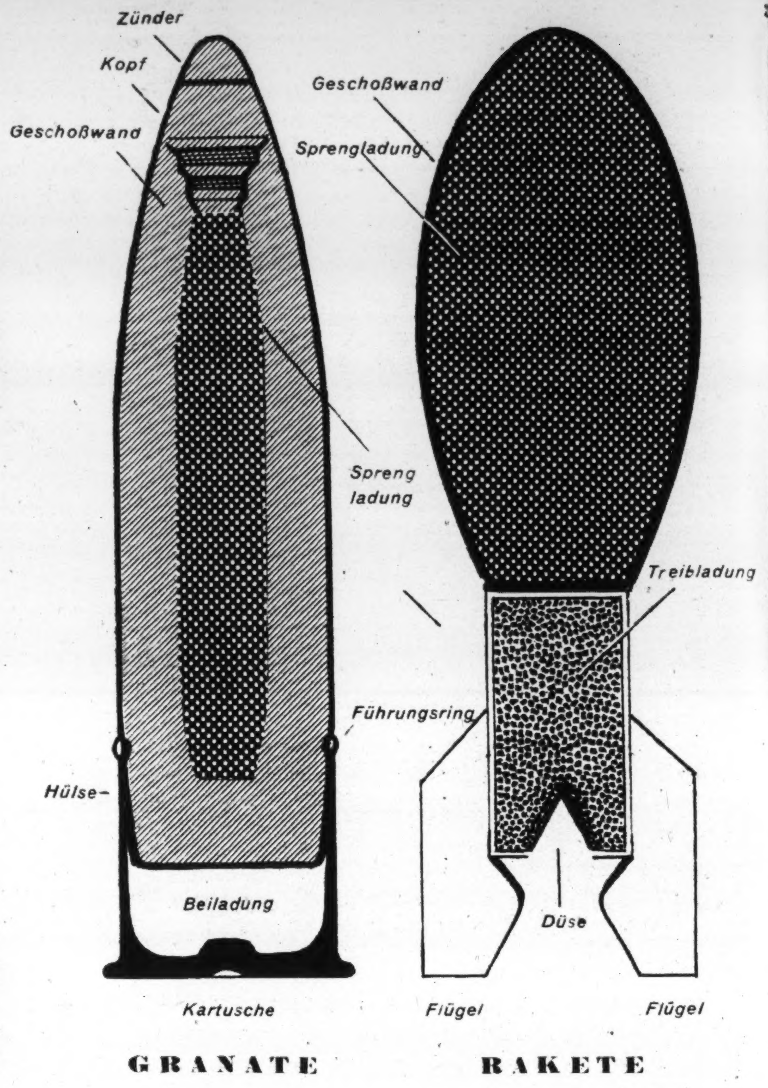
Worin liegt der Unterschied zwischen Granate und Rakete?



Die Granate *gleicht einem unbemannten, schweren Kahn, der vom Ufer aus durch einen heftigen Stoß in Bewegung gesetzt werden muß*



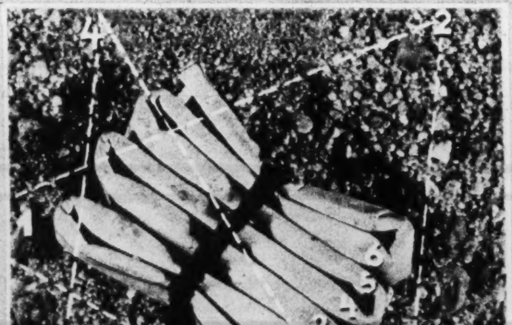
Die Rakete *trägt die Kraft, die sie bewegt, mit sich. Sie wird von den während der Fahrt abspringenden Kräften getrieben*



Leuchtkugeln, Raketen, Knallfrösche

Obwohl die Leuchtkugel aus einer Pistole abgeschossen wird, ist sie eine Rakete. Ihr Treibsatz, der in einer Patrone steckt, wird durch ein Zündhütchen entbrannt

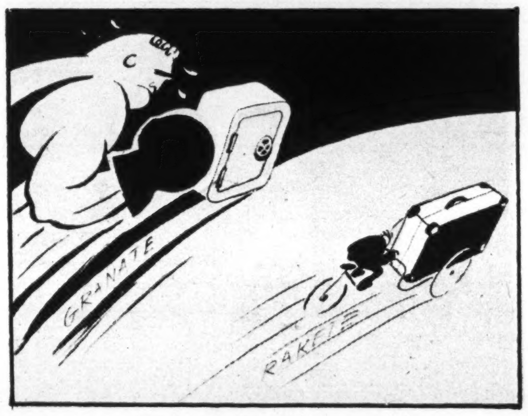
Das unterscheidet die Rakete besonders von der Granate: Die Flugbahn der Rakete kann im Gegensatz zur Granate verschiedene Formen annehmen. Jedes Brillantfeuerwerk zeigt davon die verschiedensten Arten



Selbst um die „Ecke" schießen kann man mit einer Rakete, besser gesagt, mit einem Raketensatz, wenn dieser so angeordnet ist, wie es der bekannte „Frosch" aus der Silvesternacht zeigt

Der schwere und der leichte „Koffer"

Die Bezeichnung schwerer Koffer für eine Granate würde noch besser mit „Panzerschrank" ausgedrückt werden, denn wie dieser muß die Granate überaus dickwandig sein, um erstens den großen Anforderungen des Abschusses gewachsen zu sein, und zweitens, um dem Luftwiderstand bei großen Entfernungen genügend Masse entgegensetzen zu können. Die Rakete hat bei ihrem Start keine übermäßige Stoßkraft auszuhalten. Sie kann daher eine verhältnismäßig größere Menge an Sprengstoff mit sich führen. Unsere Zeichnung versinnbildlicht diesen Vorgang



Geschoß ohne Geschütz?

Die Größe des Geschützes richtet sich nach der Stärke des Kalibers und nach der Schußweite der Granate. Die Rakete, die ihren Antrieb mit sich führt, benötigt zum Abschuß nur mehr eine Führung. Ihr Geschütz ist daher richtiger mit „Startvorrichtung" zu bezeichnen. Bei der Stalin-Orgel besteht diese — wie unsere Abbildung zeigt — nur noch aus einzelnen Gleitschienen, an denen die Raketen aufgehängt werden

Der Berg, den jedes Geschoß zu überwinden hat . . . die Parabel →

Auch die Rakete muß diesen Berg überwinden, der sich aus Schußentfernung, Gewicht und Form des Geschosses ergibt. Der Schuß in den luftleeren Raum ergibt bei der Granate, ohne Berücksichtigung des Luftwiderstandes, die bekannte Parabel. Die Rakete steigert ihre Geschwindigkeit — im Gegensatz zur Granate — im Quadrat der Entfernung. Sie hat demzufolge ein wesentlich gestreckteres Flugbild. Erst wenn der Treibsatz verbrannt ist, nimmt ihr Flugbild die Form der Raketenparabel an, wie unsere Zeichnung darstellt

Text und Zeichnungen: Ogefr. Erich Haase

Form seiner berühmten pfeilstabilisierten Brandraketen. Doch erreichten die Engländer schon 1807 durch Beschießung von Kopenhagen mit 40 000 Congrèveschen Brandraketen die Kapitulation der dänischen Flotte.

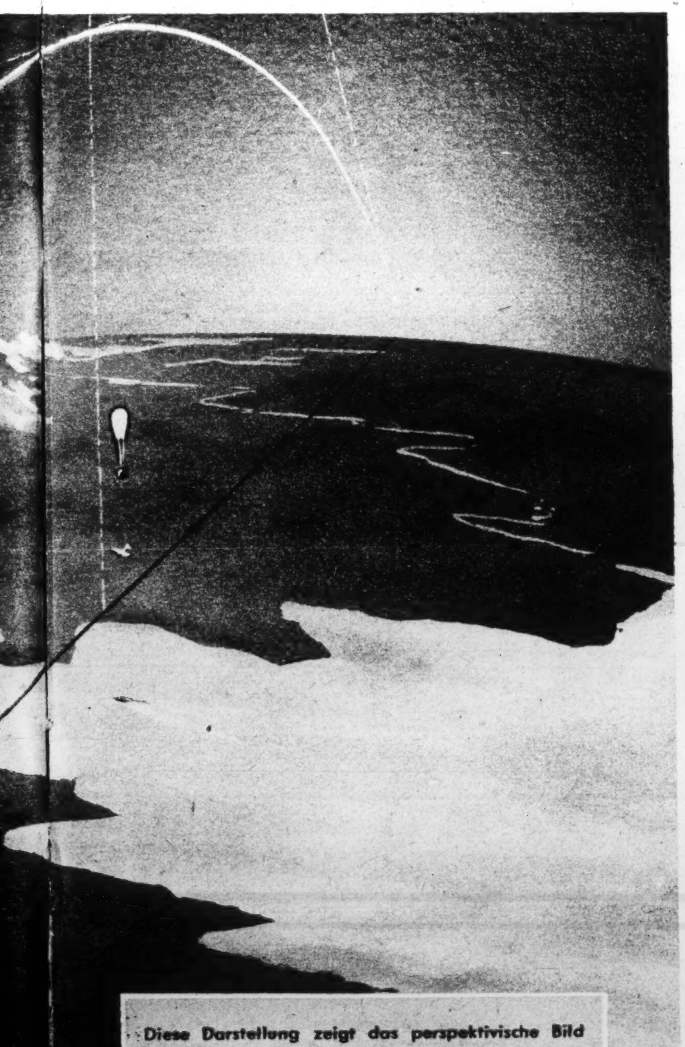
Französische Raketen erreichten 1812 Schußweiten von 3000 bzw. 4200 Meter. In der Völkerschlacht bei Leipzig wurden mehrfach Raketenbatterien mit großer Wirksamkeit eingesetzt.

Von 1815 an betrieben hauptsächlich England, Österreich und Rußland die Entwicklung der Raketenwaffe. England verstand es, sie besonders in seinen kolonialen Kriegen bei der Beschießung von Seestädten und bei Landungen an bedeckten Ufern oder an Flußmündungen einzusetzen. Die großen englischen Segelschaluppen trugen vielfach ein Gestell zum Abschießen von großen Raketen. Die Russen benutzten Raketen bei ihren Kriegen mit der Türkei und im Kaukasus an Stellen, die selbst für Geschütze kleinen Kalibers zu unwegsam waren. Die Österreicher glaubten sich im Besitz einer unüberwindlichen Waffe und setzten Raketenbatterien bei Magenta und bei Solferino ein.

1854 stellten die Franzosen auf ausdrücklichen Befehl Napoleons III. Raketen für die Beschießung von Sewastopol her, deren Wirkung von den Russen als äußerst unangenehm empfunden wurde. Die Erfolge freilich, welche sich die Franzosen von diesen Geschossen erhofften, traten nicht ein. Und so werden die Raketen allmählich von den Geschützen mit gezogenem Lauf völlig verdrängt und nur als Signalmittel verwendet.

Das Rohrrücklaufgeschütz entwickelte sich dagegen zu größter Vollkommenheit, und so ist es erklärlich, daß Kriegsraketen im Weltkrieg 1914—1918 nicht eingesetzt wurden.

Der Vertrag von Versailles brachte für Deutschland das Verbot der schweren und schwersten Artillerie. Gerade dieses Verbot aber führte zur Auferstehung der Raketenwaffe. Und so hat in aller Stille unter Führung des verstorbenen Generals der Artillerie Prof. Dr. Becker eine Entwicklung ihren Fortgang genommen, deren augenblicklicher Stand zu einem kritischen Vergleich zwischen Rakete und Granate lockt. *Dr. G.*



Diese Darstellung zeigt das perspektivische Bild einer Granaten- und einer Raketenparabel nebeneinander. Die Flugbahn der Granate, die mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 480 m/sek. in den luftleeren Raum geschossen wird, überbrückt eine Entfernung von 23 km, wobei die Flugzeit 67,9 Sekunden beträgt. Die tatsächliche Schußweite im Luftraum beträgt nur 10,7 km. — Die Rakete, die mit einer wenige Sekunden lang wirkenden Beschleunigung in den luftleeren Raum startet, hat eine wesentlich größere Schußweite

Beim RAD im Baskenland

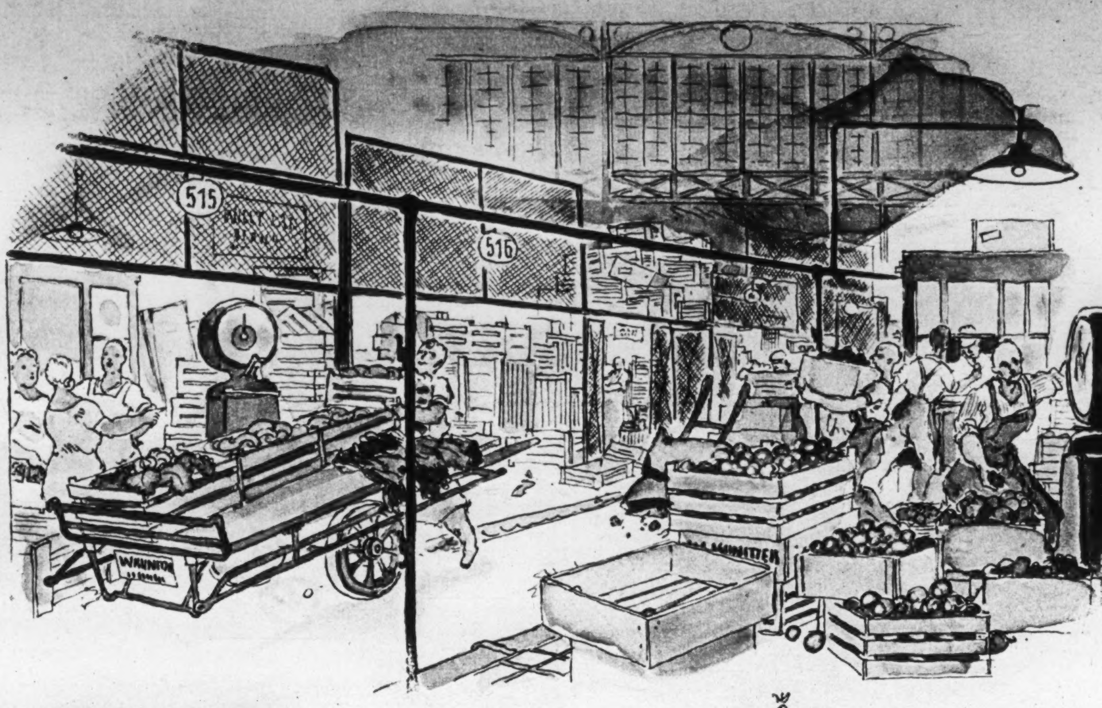
„HauptmannVollmer kommt!" Diese Nachricht brachte alle Reichsarbeitsdienstlager am Fuße der Pyrenäen in Aufruhr. Ein Ritterkreuzträger, RAD-Führer aus den eigenen Reihen, kam zu Besuch, um den alten Kameraden wieder einmal die Hand zu schütteln, den jungen aber, den Soldaten von morgen, von seinen Erlebnissen an der Ostfront zu erzählen. Tagsüber war er nach alter Gewohnheit draußen auf der Arbeitsstelle, auf dem hohen Steilufer am Atlantik, wo der starke Befestigungswall immer neue Verbesserungen und Verstärkungen erfährt

Ritterkreuzträger HAUPTMANN VOLLMER besucht alte und junge Arbeitsdienstkameraden

„Na, seht ihr, es geht doch noch!" Der Ritterkreuzträger hat selbst wieder den Preßlufthammer zur Hand genommen, mit dem Stück für Stück aus dem Felsgestein herausgebrochen wird. Die Jungen aber staunen über die Fertigkeit des alten Arbeitsdienstführers, dem das Bohrgerät ebenso sicher in der Hand liegt wie draußen an der Front die Maschinenpistole

Das Urteil des Fachmanns! Hauptmann Vollmer ist mit der Arbeit seiner jungen RAD-Kameraden zufrieden. Dichte Stacheldrahthindernisse ziehen sich über die Steilküsten hin. Hier einen Landeversuch zu wagen, würde dem Gegner schlecht bekommen!

Die Droschkenkutscher waren von jeher die besten Freunde der Berliner und der Fremden, und auch jetzt im Kriege zuckeln noch viele „Droschken zweiter Güte“ durch die Straßen der Stadt



Die Viermillionenstadt hat einen Riesenmagen. Schon früh um 6 Uhr wird ihr in den Markthallen, vor allem in den Zentralmarkthallen am Alexanderplatz, der Tisch gedeckt. Dann flitzen die zweirädrigen Karren der Großhändler zwischen den Verkaufsboxen und den Autos der Kleinverteiler hin und her

DAS GRAUE MEER

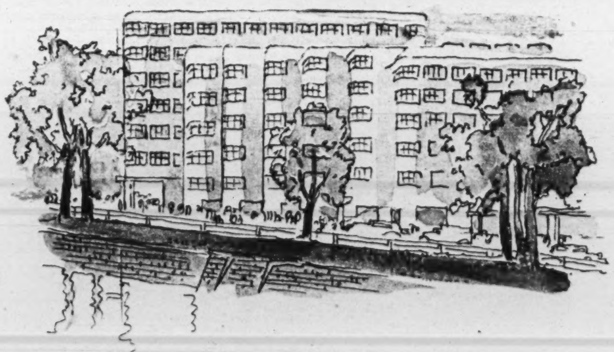
So hat man Berlin genannt, und wer auf dem Funkturm oder auf einem der anderen hohen Türme steht und über die Reichshauptstadt hinwegblickt, über das scheinbar unendliche Häusermeer, das fern, ganz fern mit dem Horizont verschwimmt und über dem stets, auch an sonnenklaren Tagen, ein dünner, milchig-grauer Dunstschleier schwebt, — wer aus solch luftiger Höhe Berlin sieht, dem wird sich wie von selbst der Vergleich mit dem „grauen Meer“ aufdrängen. Auf die Erde zurückgekehrt, ergibt sich freilich ein anderes Bild, der graue Schleier ist verweht, wir sehen die Dinge sozusagen in optischer Scharfeinstellung, und was nun straßauf, straßab in ständig neuen Bildern auf uns einstürmt, das ist kaum mit zwei Menschenaugen zu erfassen. Wer wollte auch behaupten — und habe er ein ganzes Menschenleben an Spree und Havel zugebracht —, Berlin wirklich zu kennen! Wir haben dies erst vor kurzem so recht empfunden, als uns ein Kamerad aus dem Osten schrieb, er käme im Urlaub auf ein paar Tage nach Berlin, zum ersten Male in seinem Leben, und hoffe es mit unserer Hilfe gründlich kennenzulernen. Gründlich? Wir nahmen ihn beim Wort und erkundeten, um auf alle Fragen gewappnet zu sein, den Grund und Boden der Stadt. Berlin, so haben die Statistiker mit Fleiß ausgetüftelt, erreicht fast die Flächenausdehnung der Insel Rügen, den Bodensee übertrifft es darin sogar um ein Drittel seiner Spiegelfläche. Ein rüstiger Marschierer — wo fehlte er auch bei solchen Vergleichen! — würde bei täglich sechsstündigem Marsch neuneinhalb Tage brauchen, um die Stadtgrenze abzuschreiten, und sogar die Sonne, die ja in 24 Stunden den ganzen Erdball umwandern muß, braucht von einem Ende Berlins bis zum anderen rund drei Minuten. Vor solchen Größenverhältnissen versagen alle gewohnten Maßstäbe. Und so ist auch Berlin keine Stadt im rechten Sinne des Wortes mehr, nichts eigenkräftig Gewachsenes und einheitlich Gewordenes. Verlangte unser Kamerad, wir sollten ihn an den Mittelpunkt des städtischen Lebens führen, so würden wir ihn sicherlich mit einem Gang in die Friedrichstadt oder in das Kurfürstendammviertel zufriedenstellen. Er wird sich nur schwer darüber belehren lassen, daß dieser lebensvolle Bezirk nur eine von den fünf oder sechs großen Städten darstellt, aus denen sich Berlin zusammensetzt. Und diese Städte in der großen Stadt haben wiederum alle ihre eigenen Gesichter und Besonderheiten. Hier flutet der Verkehr auf der breiten Ost-West-Achse in lärmender Dichte, eilen Zehntausende zur Feierabendzeit über den Potsdamer Platz, dort, zwischen Stahnsdorf und Güterfelde, rumpelt ein Erntewagen zur gleichen Stunde dem Hofe zu. Hier brütet die sengende Sonne in engen Straßenschluchten, dort gleitet ein Kanu voll junger Menschen über die spiegelglatte Fläche des Wannsees. Nur ein paar Gesichter der Viermillionenstadt! Und das alles ist Berlin! Stadt der Gegensätze, auch in ihren Menschen. Wer wollte sie verwechseln, die Männer und Frauen aus dem Norden, aus dem erbeingesessenen Kleinbürgertum des Südens oder aus dem alten Spreeviertel, die Bewohner des Westens, die von Moabit, aus Lichtenberg und Weißensee? Der Gesamtbevölkerung aber haben alle deutschen Lande ihren Tribut bezahlt. Das wird nur allzuoft vergessen, wenn im Kameradenkreise gegen die Berliner gestichelt wird. Ein großer Teil aller Berliner sind ja deine Landsleute, du Hannoveraner, sind Sachsen, wie du, du Mann aus Dresden, und so rheinisch wie du, Rheinländer! Ist es nicht eine zwangsläufige Entwicklung, daß die Hauptstadt des Reiches mit ihren ungewöhnlichen und vielseitigen Wirkungsmöglichkeiten wie ein Magnet immer wieder die Fähigen aus allen Gegenden zum Wettbewerb ihrer Kräfte angelockt hat? Mögen welche darunter sein, für die immer noch die Ellenbogen als das beste Mittel zum Vorwärtskommen gelten, das eigentliche Berlinertum repräsentieren sie nicht. Der Berliner ist ein verwegener Schlag, er ist hell, kann blitzschnell kombinieren, ist großherzig, gutmütig und hilfsbereit. Gefühlsregungen kommt er gern mit der Ironie des scharfen Witzes zuvor, aber unter der harten Schale ruht ein guter Kern. Seine Spottlust macht vor der eigenen Person nicht halt, und das versöhnt auch mit seiner Neigung, sich gern im Mittelpunkt zu sehen, schwadronierend wie ein Gladiator, der in der Arena auftreten soll. Darum: eine Lanze für den Berliner, das rauhe, aber herzwarme Kind des märkischen Himmels! Und hundert Lanzen für das unbändige und wechselvolle, schaffensfrohe, ewig junge Berlin!

ZEICHNUNGEN: GEFR. WERNER KRUSE • TEXT: GEFR. KURT MILTE

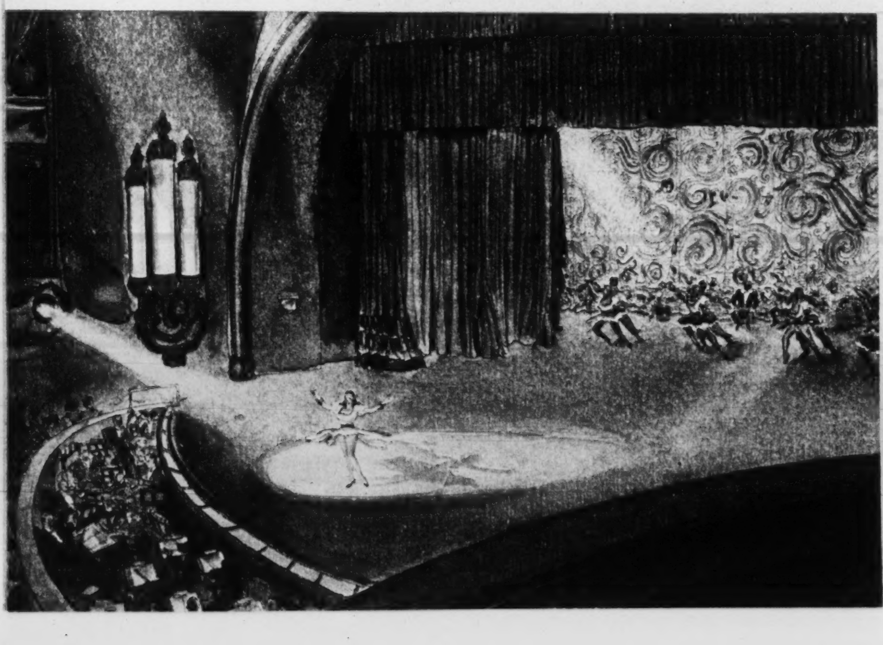
Das Brandenburger Tor, die Eingangspforte zur „Via triumphalis“, der Repräsentationsstraße „Unter den Linden“

In der Dreifaltigkeitskirche predigte zur Zeit der Befreiungskriege der preußische Patriot Friedrich E. D. Schleiermacher

An der Jungfernbrücke, Berlins ältester Zugbrücke, verkauften einst französische Demoiselles Stickereien und Spitzen



Das Shell-Haus gehört zu den markantesten Hochhäusern der Reichshauptstadt



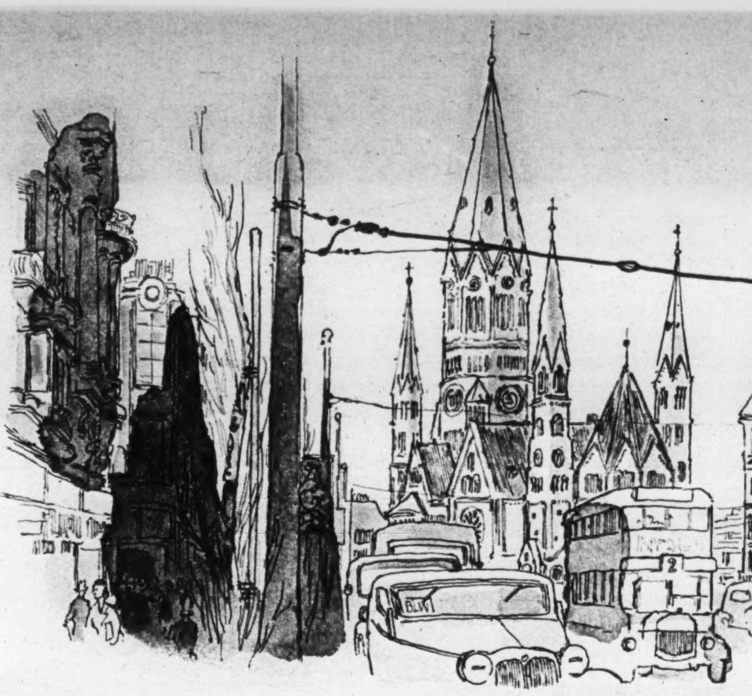
Zu den volkstümlichsten Varietébühnen Berlins zählt die „Plaza“. Wer heute im Riesenrund des Zuschauerraumes steht, ahnt nicht, daß dies einmal die Empfangshalle des Berliner Ostbahnhofes war

Neben dem Zeughaus steht die Alte Wache, ein schlichter Schinkel-Bau. Sie wurde zum Ehrenmal ausgestaltet

Das geistige B… leugnet, hat e… theken und s… großen Büche… heute das Feld… was gut und …

Die „Weiße“ … düns und fad… liner, ebenso … Erbensuppe m…

Bahnhof Zoo! Jeder U… und so ist er vom Ei… anderen Fronten zu … Es ist der Startplatz … — und wie oft wird … schlossene Freundsch… Berliner ab… der vo… fährt, behält sein He… Parole: „Der Berliner …

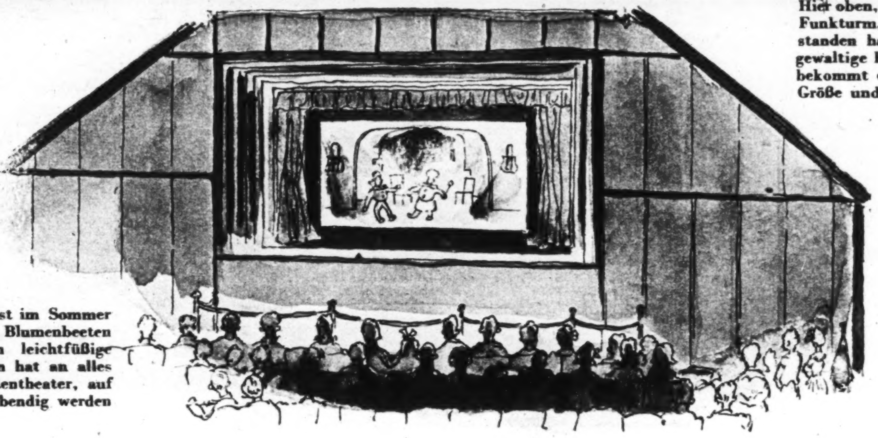


Berlin war stets eine Stadt der Arbeit; sie ist es im Kriege noch mehr geworden. Trotzdem ist aus ihr der Frohsinn nicht verdrängt. Sein Hauptquartier steht immer noch „rund um die Gedächtniskirche". Daß es hier nach Geschäftsschluß auch viele nette junge Mädchen zu sehen gibt, wird der Landser sich für den nächsten Urlaub vormerken

Zum richtigen Berliner Mietshaus gehört der Portier, der gute Hausgeist und gestrenge Türwächter. Nichts entgeht seinen wachsamen Augen, und über die Mieter ist keiner so gut unterrichtet wie er. Selbstverständlich strengste Diskretion! Oft betreibt er außerdem das ehrsame Schuhmacherhandwerk. Doch behält er zwischen Hammerschlägen und Nadelstichen stets das Fenster seiner Portierloge im Auge

Hier oben, auf dem 145 Meter hohen Funkturm, muß jeder einmal gestanden haben. Wenn er über das gewaltige Häusermeer hinwegblickt, bekommt er einen Begriff von der Größe und Vielgestaltigkeit Berlins

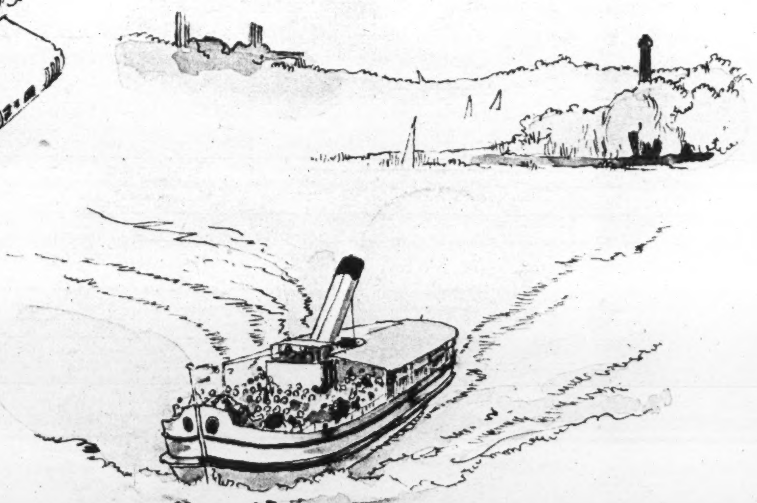
Das geistige Berlin, von böswilligen Kritikern oft verleugnet, hat eine Heimstätte in den großen Bibliotheken und zahlreichen Buchhandlungen. In den großen Büchergewölben in der Innenstadt herrscht heute das Feldgrau vor: der Soldat findet dort alles, was gut und wert ist, ihn an die Front zu begleiten



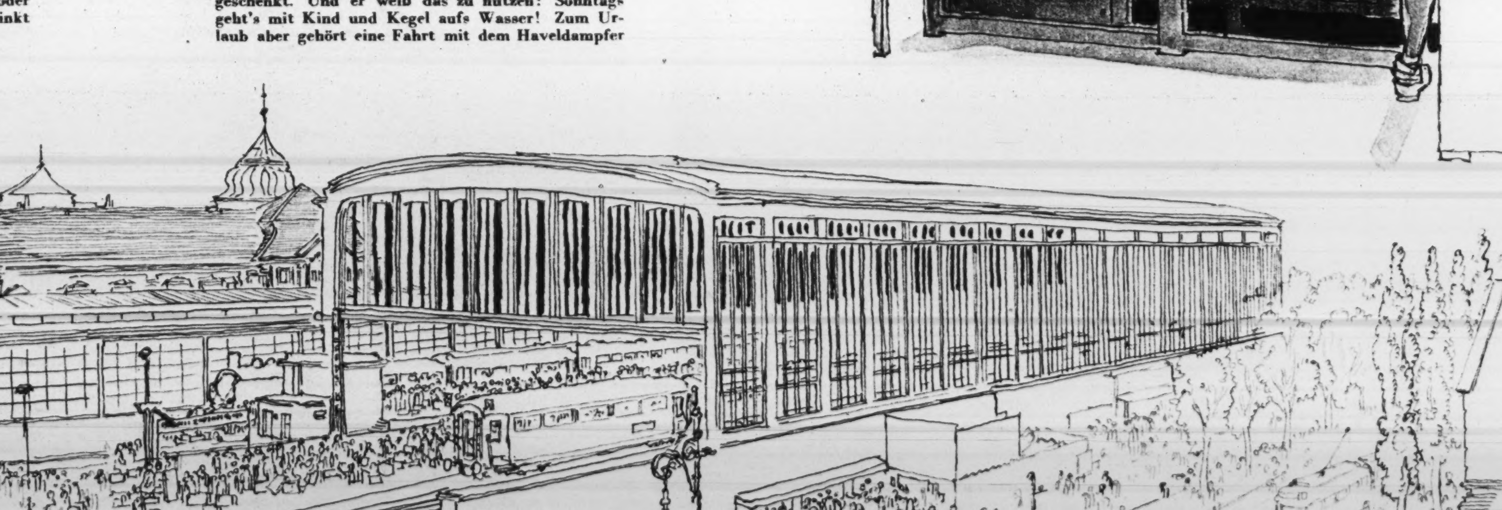
Unten am Fuße des Funkturms ist im Sommer ständig „etwas los". Zwischen den Blumenbeeten der Sommerblumenschau tanzen leichtfüßige Mädchen anmutige Tänze — man hat an alles gedacht! Sogar an ein Marionettentheater, auf dem alte Märchenspiele wieder lebendig werden

Ein Blick hinter die Kulissen des Marionettentheaters ist wie ein Schritt in eine geheimnisvolle Welt. Es ist eine alte Puppenspielerfamilie, die hier ihre Bühne aufgeschlagen hat. Ihre schönsten Erfolge — so erzählt man uns — hat sie auf ihren recht zahlreichen Truppenbetreuungsfahrten gehabt

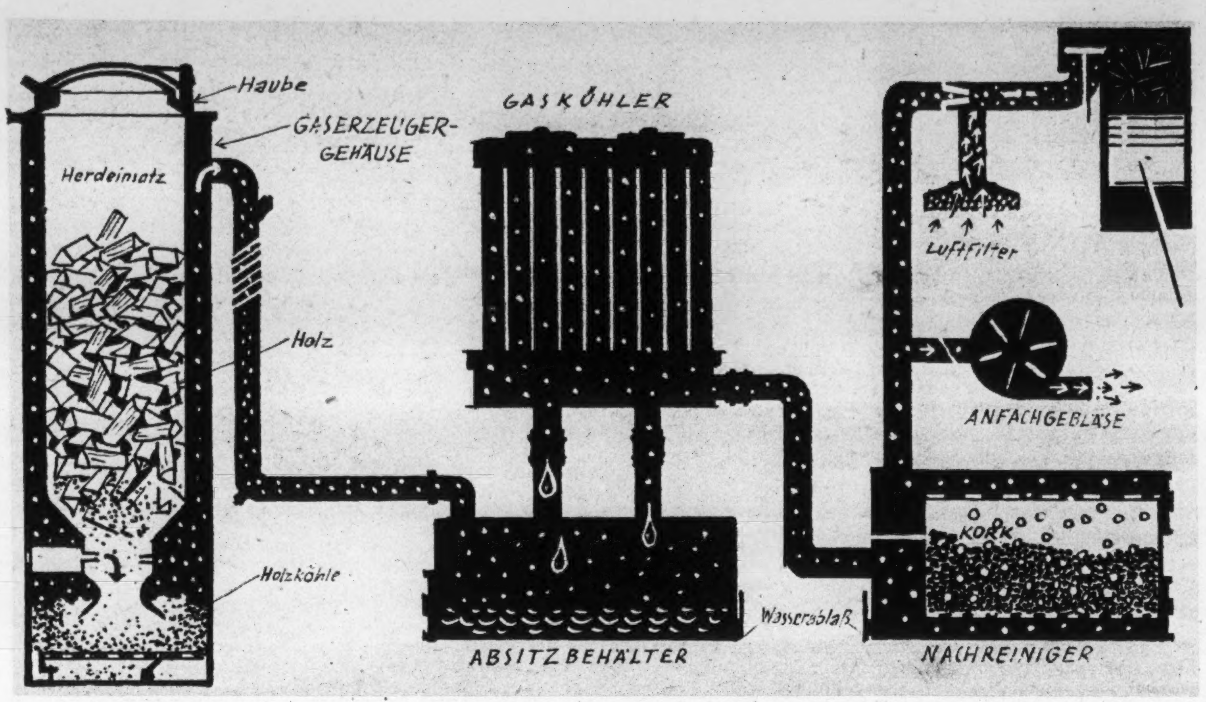
Die „Weiße" und den Berliner Pfannkuchen — sie dünn und fad, er fett und süß — schätzt jeder Berliner, ebenso ein Frühstück mit „Hackepeter" oder Erbensuppe mit Bockwurst, zu der er 'ne Molle trinkt



Die Natur hat dem Berliner nicht bloß Sand vor die Tore gestreut, sie hat ihm auch die schönsten Seen geschenkt. Und er weiß das zu nutzen: Sonntags geht's mit Kind und Kegel aufs Wasser! Zum Urlaub aber gehört eine Fahrt mit dem Haveldampfer



hof Zoo! Jeder Urlauber macht hier gern Station.
o ist er vom Eismeer bis zur Krim und an allen
en Fronten zu einem festen Begriff geworden.
der Startplatz zum Bummel nach Berlin hinein
d wie oft wird hier am Zuge eine eben erst ge-
sene Freundschaft schon wieder getrennt. Der
ner aber, der von hier aus an die Front zurück-
, behält sein Herz fest in der Hand, getreu der
e: „Der Berlina im Osten is imma uff'n Posten!"



WIR FAHREN MIT HOLZGAS

Als vor dem Kriege die ersten Kraftwagen auftauchten, die mit Holzgas fuhren, war dies ein dankbares Thema für die — Witzblätter. Man sah, wie Autofahrer einen Zaun zersägten oder am Walde Bäume fällten, um weiterfahren zu können. Heute sehen wir in der Heimat kaum noch Lastwagen, die keinen Holzgaserzeuger besitzen. Ist dies eine nur kriegsbedingte Erscheinung und werden die Gaserzeuger nach dem Kriege wieder verschwinden? Diese Frage läßt sich leicht beantworten, wenn wir die Entwicklung betrachten, die zum Betrieb unserer Fahrzeugmotoren mit Gas an Stelle von Benzin führte. Der gewaltige Anstieg der Motorisierung in Deutschland hatte auch einen im gleichen Maße steigenden Benzinverbrauch zur Folge. Auf zwei Wegen wurde daher die Deckung des Mehrverbrauchs versucht und auch erreicht: Benzingewinnung aus der Kohle — andere Kraftstoffe für die Motoren und neue Verfahren für deren Betrieb.

Die ersten Verbrennungsmaschinen — lange vor der Einführung des Benzinmotors — wurden mit Gas betrieben. Was lag nun näher als der Gedanke, vom Benzin wieder zum Gas zurückzukehren? Muß doch auch Benzin erst vergast werden, bevor es im Motor verbrannt werden kann. Diese ersten Gasmotoren waren allerdings nicht für Fahrzeuge gebaut, sondern für Kraftwerke zum Erzeugen elektrischer Energie oder zum Betrieb von Kompressoren und anderen Maschinen. Wie nun zu einer Dampfmaschine der Kessel gehört, so brauchten die Gasmotoren ihre Gaserzeuger (auch Generatoren genannt). Diese Gaserzeuger für ortsfeste Motoren waren aber zu groß und zu schwer, um auf Fahrzeugen mitgeführt zu werden. Außerdem war ihr Vergasungsverfahren für den Fahrzeugbetrieb ungeeignet. Da schien es einfacher, sich zunächst nach fertigen Gasen umzusehen.

Der erste Gedanke galt dem Leuchtgas. Nun nimmt aber 1 Kilogramm Leuchtgas sehr viel größeren Raum ein als 1 Kilogramm Benzin, das zudem auch noch die Wärmeenergie in konzentrierterer Form enthält. Man brauchte also unförmig große Behälter, wollte man die gleiche Wärmemenge — und auf diese kommt es ja allein an — mit gewöhnlichem Leuchtgas tanken. Um dies zu vermeiden, wird das Gas mit einem Druck von 150 bis 200 Atmosphären von Kompressoren in die Speicherflaschen gepreßt. Auf jedem Fahrzeug sind nun mehrere dieser Hochdruckflaschen untergebracht und zu einer Batterie zusammengefaßt. Von den Flaschen führt eine Gasleitung über ein Druckminderventil und einen Regler zum Motor. Das Druckminderventil setzt den hohen Flaschendruck auf 2,5 bis 3 Atmosphären herab. In dem Regler wird das Gas so weit entspannt, daß es mit einem geringen Unterdruck in den Motor eintritt.

Bei der Benzingewinnung aus der Kohle entstehen als Nebenprodukte die Gase Propan und Butan. Sie rechnen zu den Flüssiggasen, da sie schon bei den verhältnismäßig niederen Drücken von 5 bis 12 Atmosphären flüssig werden, und sind für sich allein oder auch gemischt zu verwenden. Das Flüssiggas wird ebenfalls in Flaschen gefüllt. Auch leichtere Fahrzeuge können diese Flüssiggasflaschen mitsichführen.

Der Betrieb mit diesen Gasen bietet eine Reihe besonderer Vorteile: Die Motoren springen bei jeder Witterung an, da das Gas-Luft-Gemisch immer zündfähig ist. Die letzten strengen Winter zeigten, wie wichtig gerade diese Eigenschaft ist. Ferner ist die Verbrennung weich und vollkommen geruchlos, es bleiben keine Rückstände übrig, die den Motor verrußen können. Auch das Schmieröl wird nicht verschlechtert wie beim Benzinbetrieb. Außerdem sind die Gase klopffester als Benzin.

Nun ging man noch einen Schritt weiter, denn die Nachfrage nach Flüssiggasen konnte bald nicht mehr befriedigt werden, so schnell hatte sich der Gasbetrieb eingebürgert. Man setzte auf das Fahrzeug eine kleine Gasanstalt — den Gaserzeuger, und schuf so das Generatorfahrzeug.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, lassen sich ermessen, wenn man einmal den kleinen Fahrzeuggenerator mit einem Gaswerk vergleicht. Die vielseitigen Einrichtungen eines Gaswerkes zum Erzeugen des Gases, zum Kühlen und vor allem zum Reinigen mußten im Prinzip auch am Fahrzeuggenerator vorhanden sein. Dabei wird im Gaswerk stets annähernd immer die gleiche Menge Gas erzeugt, beim Fahrzeug dagegen soll in wenigen Sekunden der Motor vom Leerlauf auf volle Leistung gebracht werden.

In zäher Entwicklungsarbeit, die auch heute noch voll im Fluß ist, wurde ein Problem nach dem andern gelöst. Am leichtesten läßt sich Holzkohle vergasen — und hiermit wurde begonnen. Doch da wir nicht genug Holzkohle erzeugen können, ging man zum Holz über. Mußte es zuerst noch trockenes Buchenholz sein, so läßt sich heute fast alles vergasen: Birke, Erle, Eiche und vor allem die schnell wachsenden Weichhölzer wie Fichte, Kiefer, Tanne. Klappte es anfänglich nur mit abgelagertem, gesundem Schnittholz, so kann es nun auch Abfallholz, Astholz, Knüppelreisig sein. Damit ist es gelungen, unsere „Kraftstofferzeugung" — denn ein Kraftstoff ist ja Holz nun geworden — auf breiteste Grundlage zu stellen, denn wo gibt es kein Holz, vor allem kein Abfallholz?

Wie entsteht nun der neue Kraftstoff? Der Generatorkessel — meist zylindrisch ausgeführt (auf vielen Lastwagen ist er am Führerhaus hochragend aufgestellt) — ist mit faustgroßen Holzstücken gefüllt. Diese gelangen nach unten in die heiße Vergasungszone. Durch die Hitze werden die in dem Holz enthaltenen Gase ausgetrieben, es schwelt — verbrennen kann es nicht, da hierzu nicht genügend Luft vorhanden ist —, und durch das Verschwelen entsteht Holzkohle. Aus dieser Entgasungszone rutscht nun die Holzkohle in die Vergasungszone. Hier verbrennt der Kohlenstoff der Holzkohle bei Luftmangel zu Kohlenoxyd, einem brennbaren Gas, das auch ein Bestandteil unseres Leuchtgases ist. Die erforderliche Luft wird durch Düsen und ein Luftloch von außen angesaugt. Von der Holzkohle bleibt nur ein Aschenrest übrig, der durch ein Rüttelsieb in den Aschenkasten fällt. Der Gaserzeuger muß nun so bemessen sein, daß während des normalen Betriebes Gleichgewicht herrscht zwischen der Verschwelung — der Holzkohlebildung — und der Vergasung — dem Holzkohleverbrauch. Da das Gas Brennstoff und Aschenteilchen mitreißt, wird es in einen Absitzbehälter geleitet, wo durch Ändern der Strömungsrichtung die festen Teilchen ausfallen. Anschließend gelangt das Gas in einen Gaskühler (er befindet sich vor dem Wasserkühler für den Motor), in welchem sich der in dem Gas enthaltene Wasserdampf kondensiert und als Wasser in den unter dem Gaskühler angebrachten Absitzbehälter tropft. Restliche Verunreinigungen werden dem Gase in dem mit Korkabfällen gefüllten Nachreiniger entzogen. Kurz vor dem Motor wird in dem Gas-Luft-Mischer die Verbrennungsluft zugemischt. Die Menge des nun brennbaren Gas-Luft-Gemisches wird wie beim Benzinmotor durch eine Drosselklappe geregelt. Während des Betriebes saugt der Motor die Vergasungsluft selbst durch den Gaserzeuger. Zum Anlassen jedoch ist ein besonderes Anfachgebläse nötig, das von einem kleinen Elektromotor angetrieben wird, da der Saugzug, den der Motor mit dem Anlasser erzeugen könnte, zu schwach ist. Nach längerem Stillstand (über Nacht) wird der Gaserzeuger

Perutz

eine alte Fotomarke –
ein moderner Film

MEDOPHARM
Arzneimittel

sind treue Helfer
Ihrer Gesundheit!

Medopharm-Arzneimittel
sind nur in Apotheken
erhältlich.

MEDOPHARM
Pharmazeutische Präparate
Gesellschaft m.b.H. München 8

6 GEWINNE ZU 500.000 Rm
UND VIELE ANDERE TREFFER ZUSAMMEN FAST 103 Millionen
BEI DER 10. DEUTSCHEN REICHSLOTTERIE
LOSPREISE: 1/8 3.- 1/4 6.- 1/2 24.- Rm je Klasse
Prokopp STAATL. LOTTERIE EINNAHME
WIEN VI. MARIA HILFERSTRASSE 29
ZIEHUNG 15. u. 16. OKT.
Losversand ins Feld!

Du mußt gerüstet sein!

Es hat keinen Zweck, immer am gleichen Platz zu bleiben; allein im Vorwärtsstreben meisterst Du die Zukunft. Du mußt Dir bestimmte Kenntnisse erwerben und Dir Fertigkeiten aneignen, die Dich anderen Menschen unentbehrlich machen. Du mußt für Deine Mitmenschen, für Deinen Betrieb eine Notwendigkeit werden! Sei nicht nur ein Jemand, sondern werde ein Könner!

Wirkliches Können will erarbeitet sein. Hierbei hilft das Christiani-Fernstudium. Studienhonorar RM 2,75 monatlich. Unverbindliche Beratung bei Angabe der Anschrift, des Berufes und des Ausbildungszieles durch

DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 58

Christiani-Fernlehrgänge in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen techn. Fächern.

mit einer Lunte angesteckt. Sobald ein zündfähiges Gas entsteht, wird von dem Anfachgebläse auf den Motor umgeschaltet. Ein Ansauggebläse ist nicht nötig. wenn man den Motor mit Benzin als Hilfskraftstoff anläßt.

Bisher war immer nur von Otto-Motoren bzw. der Einsparung von Benzin die Rede. Läßt sich nun nicht auch bei den Dieselmotoren das Dieselöl einsparen? Gewiß ist dies möglich, und zwar durch ein Verfahren, das Diesel selbst noch entwickelt hat, das aber aus wirtschaftlichen Gründen bisher eine geringere Bedeutung hatte. Das Verfahren ist in dem DRP. 109 186 aus dem Jahre 1898 beschrieben, aber schon 1894 hatte Diesel Versuche mit dem „Dieselgasverfahren", wie wir es heute nennen, durchgeführt. Angesaugt wurde vom Motor ein Gas-Luft-Gemisch, das sich jedoch bei der Verdichtung noch nicht selbst entzündete. (Bekanntlich besitzen die Dieselmotoren keine Zündkerzen, sondern die Zündung wird lediglich durch die hohe Temperatur hervorgerufen, die bei der Verdichtung der angesaugten Luft entsteht.) Dabei war die Temperatur schon so hoch, daß eine jetzt — gegen Ende der Verdichtung — eingespritzte geringe Menge Dieselöl zündete und damit das Gas-Luft-Gemisch zur Verbrennung brachte. Hierbei sind nur noch 10 bis 20 Prozent der ursprünglichen Menge Dieselöls zum Einleiten der Zündung erforderlich. Als Gase können Leuchtgas, Treibgas und Generatorgas Verwendung finden. Auch bei diesem Verfahren braucht am Motor kaum etwas geändert zu werden.

Die heimischen Kraftstoffe Kohle (Gas) und Holz sind also keineswegs kriegsbedingter Ersatz, der später wieder verschwinden wird, denn die Motoren arbeiten ja nicht schlechter, sondern besser damit. Die hier und dort zuerst eingetretene Leistungsminderung bei der Umstellung vorhandener Motoren läßt sich durch konstruktive Maßnahmen leicht wettmachen. Da die Erdölquellen nicht unerschöpflich sind und im Gegensatz zur Kohle nur noch sehr begrenzte Zeit reichen, ist ein sparsames Haushalten mit den Kraftstoffen nicht zu umgehen. Benzin bleibt den leichten Kraftfahrzeugen (Motorräder, Volkswagen) und den Flugzeugen vorbehalten, da es hier zur Zeit noch nicht ersetzt werden kann. Mit Hochdruck- und Flüssiggas werden die Stadtfahrzeuge betrieben, mit Holzgas werden die Lastwagen und Schlepper fahren. Machen die Holzgas- und Flaschengasanlagen bei vielen Fahrzeugen noch einen provisorischen Eindruck, so liegt das an der plötzlich erfolgten Umstellung. In Zukunft wird der Konstrukteur von vornherein mit diesen Anlagen zu rechnen haben und kann sie dann dem ganzen Fahrzeug harmonisch einfügen.

Die Entwicklung ist beim Holzgasgenerator nicht stehengeblieben. Schon sind erfolgreiche Versuche im Gange, auch Koks, Braunkohle und Steinkohle zu vergasen. Für Braunkohle und Anthrazit dürften diese Generatoren bald betriebsreif sein. Und auch dies ist noch nicht die letzte Möglichkeit. Schon Diesel schwebte die unmittelbare Verbrennung von Steinkohle im Motor vor — ohne erst den Umweg über die Vergasung zu nehmen. Darum dürfte es auch kein Zufall sein, wenn einer der Mitarbeiter von Diesel, Rudolf Pawlikowski, sein Lebensziel in der Entwicklung eines Kohlenstaubmotors sah. Wenngleich der erst 1942 Verstorbene die Erfüllung seines Zieles, den betriebsreifen Motor, nicht mehr erlebte, so sind doch schon auf Versuchsständen die Kohlenstaubmotoren gelaufen. Diese weiterzuentwickeln, bleibt der Zeit nach dem Kriege vorbehalten.

Heinrich Quentin

Fronttheater — schöne Frauen
spielten, Landser zu erbauen.
Schon Ihr Anblick führte gleich
alle Mann ins „Himmelreich".

Abschiedsszene — Landser-Weise —
Cantus laut erschallt zum Preise —
und vom Schützen eins bis vier
denkt man: blieben sie doch hier!

Aufnahmen: Uffz. Hochscheid

Konradin

KHASANA
PERI
KHASANA
KOSMETISCHE
WELTMARKEN
Dr. Korthaus
DR. KORTHAUS FRANKFURT A.M.
PERI

HANOMAG
HANOMAG
Schnelltransporter
MIT GASERZEUGER

EINE RICHTUNGWEISENDE PHILIPS-ERFINDUNG SEIT 15 JAHREN UNÜBERTROFFEN
GERINGSTER AUFWAND -
GRÖSSTE LEISTUNG!
Nach diesem Gebot der Technik arbeitet die stromsparende Endpentode, die heute in keinem Rundfunk-Empfänger fehlt. Trotzdem gilt das Gebot der Stunde: Nicht jederzeit hören — spart Strom, schont Röhren!
PHILIPS VALVO WERKE G.m.b.H.

Ziehung 1. Klasse 15. u. 16. Oktober
Deutsche Reichslotterie
1200000 Lose, 480000 Gew., 3 Prämien in fünf Klassen. Gesamtgewinnbetrag über
102 Millionen RM
Höchstgewinne (§ 2, III des Planes)
auf 3/1 3 Millionen RM
auf 2/1 2 Millionen RM
auf 1/1 1 Million RM
3 Prämien zu je 500000 RM
3 Gewinne zu je 500000 RM
3 Gewinne zu je 300000 RM
3 Gewinne zu je 200000 RM
18 Gewinne zu je 100000 RM
Lospreise je Klasse
1/8 3.– 1/4 6.– 1/2 12.– 1/1 24 RM
Doppellos 48.– dreif. Los 72 RM
Porto und Liste 28 Rpfg. je Klasse
Bestellen Sie sofort auf einer Postkarte oder durch Postscheck bei
Bergner Staatliche Lotterie-Einnahme
Berlin W 8, Friedrichstraße 83
Postscheck Berlin 402 21
Fernruf 12 58 72

Aufnahme: Gisela Schumann

Die Entscheidung

VON WOLFGANG FEDERAU

Der Abendröte letzter zarter Schimmer verblaßte im Westen — der Tag hatte nun endgültig Abschied genommen und räumte der Nacht das Feld. Schon glänzten da und dort aus samtenem Dunkel ein paar erste Sterne, und mit der Dunkelheit kam die Kühle, und ein kleiner Wind sprang auf. Der hatte bislang wohl am Ufer des Sees hinten, im Park, geschlafen. Jetzt ließ er das Schilf leise rauschen und wispern, er lief durch den Obstgarten und rührte die Blätter der Bäume an, daß sie sanft hin und her schaukelten, und er erreichte schließlich den Balkon, auf dem die drei jungen Menschen beieinander saßen.

Christine fröstelte. Sie erhob sich plötzlich. „Es wird kühl", sagte sie, „ich denke, wir gehen hinein." Die beiden Männer widersprachen nicht. Frank sprang auf, legte Christine mit behutsamer Zärtlichkeit den Mantel über die schmalen Schultern und geleitete sie ins Zimmer. Heinz zögerte noch ein wenig. „Ich denke", sagte er, „da war noch eine Flasche Wein. Die letzte — so soll sie nicht ungetrunken bleiben."

Er fand sie, und er folgte alsbald, beladen mit dem Wein, den Gläsern und den Zigaretten.

Im Zimmer, das den ganzen Tag über das Sonnenlicht eingefangen hatte, war es warm und angenehm. So mochte man gern noch zusammensitzen.

„Wißt ihr", sagte Christine, die es sich in einer Sofaecke gemütlich gemacht hatte, „zuerst, wenn ich ehrlich sein soll, hatte ich ein bißchen Angst vor diesem Abschied. Vor der Bitterkeit, die mit allem Abschied verbunden ist. Aber nun — nein, ich bereue diese Stunde nicht, die wir eben verplauderten. Gewiß — niemand kann sagen, wann wir uns wiedersehen und wie, ja, und ... und ob überhaupt, nicht wahr? Und wenn man das bedenkt, dann wird man leicht ernst und sogar traurig. Aber Ernst und Trauer und sogar Schmerz, sie gehören ja zum Leben wie Glück und Frohsinn und Übermut, und wenn wir alles genugsam prüfen und überdenken, dann wollen wir auch die Schatten nicht missen, ohne die es kein Licht gibt?"

„Ja", nickte Heinz, und für Frank war diese Frage eine willkommene Gelegenheit, das gefüllte Glas zu erheben und dem Leben zuzutrinken.

„Ja", sagte Christine wieder, „so ist das nun. Es ist eine merkwürdige Stunde ... eben noch seid ihr so nah, es ist derselbe Raum, der uns umschließt, der unseren Atem hört und unsere Gespräche, der unser Lächeln sieht und unsere heimlichen, unsere ungeweinten Tränen. Morgen aber, da ist alles ganz anders — da seid ihr sehr weit von hier, und dies alles ist vorbei."

„So trinken wir auf das Heute!" ermunterte Frank, der sich heftig dagegen sträubte, weich zu werden. Aber Christine beachtete ihn nicht.

„Ihr seid Männer", meinte sie, übergangslos, „und für euch ist das alles vielleicht ganz anders, mindestens leichter. Ja, leichter bestimmt. Aber ich ... da ist keine Macht außerhalb meiner selbst, die mein Leben plötzlich in die Hand nimmt und mein Schicksal lenkt nach ihren Entschlüssen. Ich muß alles ganz aus mir selbst heraus tun. Ihr könnt euch nicht denken, wie schwierig alles für mich ist plötzlich; Freunde seid ihr, und eure Freundschaft hat sich durch lange Jahre vielfach und bei mancher ernsthaften Gelegenheit erwiesen. Ihr habt es euch gestanden, und ihr habt es mir, ohne es direkt auszusprechen, immer wieder zu verstehen gegeben, daß ihr mich liebt ... oder doch wenigstens, daß ihr glaubt, mich zu lieben!"

„Wir lieben dich wirklich, so, wie nur ein Mann ein Mädchen lieben kann", beeilte sich Heinz zu versichern.

„Nun gut", fuhr Christine fort, „angenommen, es ist so. Da könnte man denken: was für ein glückliches Mädchen ist diese Christine doch. Da sie gleich von zwei Männern begehrt und geliebt wird. Aber ich bin deswegen gar nicht glücklich, wirklich nicht."

Sie schwieg, nahm eine Zigarette — mit betonter Feierlichkeit gab Frank ihr Feuer.

„Danke", sagte Christine und blies den Rauch mit verspielt gespitzten Lippen vor sich hin und sah ins Leere, bis sie endlich weitersprach: „Es sind natürlich schon unzählige Frauen vor mir in einer ähnlichen Situation gewesen, und unzähligen anderen nach mir wird es ebenso ergehen. Nur — es war da alles einfacher. Man

UNSERE KNOBELECKE

Richtig einfügen

Geiß — Juist — Form — Strich — Weihe — Maler — Pakt — Ladung — Tat — Kralle — Siegel — Wert.

In jedes der obenstehenden Wörter ist ein Buchstabe einzufügen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben nennen, fortlaufend gelesen, eine Befestigung am Ende eines Flußüberganges.

Silbenbaukasten

sei		wenn		ren		de	
	die		ne		zen		mach
dem		ein		de		zei	
	ne		zen		v.		let

dann — dei — dir — en — f. — ge — hän — in krat — leu — mäh — nar — sal — spiel — tat — und.

Die obenstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, vier Gedichtzeilen und den Namen ihres Verfassers ergeben.

Silbenentnahme.

Eisdiele — Rechtswahrer — Reseda — Vergröberung — Autostraße — Kannstadt — Harmonie — Katzenauge — Genießer — Halbmesser — Diadem — Wagehals — Roboter — Teheran — Niederwald — Pflichtgefühl — Melancholie — Regenwurm.

Jedem der obenstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese Silben eine Spruchweisheit von August Mahlmann.

Der Verbindungsbuchstabe

Stahl — Kap — Imme — Sieg — Karo — Tür — Web — Pferd — Akt — Wal — Mark — Dogge.

Den vorstehenden Wörtern ist je eines der nachfolgenden alphabetisch geordneten Wörter unter Verwendung eines neu zu suchenden Verbindungsbuchstabens anzufügen, so daß neue Wörter entstehen.

Ar — Bank — Ei — Elm — Kraft — Macht — Mann — Ried — Serie — Tal — Tender — Werk

Bei richtiger Lösung ergeben die Verbindungsbuchstaben, aneinandergereiht, ein Kriegsschiff.

Silbenrätsel

Aus den Silben: be — be — ben — ber — ca — che — chit — don — eh — emp — feh — fisch — gas — gel — gua — gung — i — i — irr — kas — la — lach — licht — lung — ma — ne — ne — neu — no — ra — ren — sa — sa — si — sil — tos — tow — zei —

sind zwölf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch ist ein Buchstabe).

1. Stachliger Meeresbewohner, 2. Schmuckstein, 3. Betäubungsmittel, 4. günstige Auskunft, 5. Sumpfschnepfe, 6. soldatischer Gruß, 7. Geringfügigkeit, 8. vorweltliches Kriechtier, 9. Stadt an der Wolga, 10. Oper von Puccini, 11. Metallegierung, 12. Erscheinung über Sümpfen.

Spruch-Mosaik

reie	lenka	bern	pfeil
chena	sherz	ersäu	nbre
einf	nnma	icht	

Die Mosaiksteinchen ergeben, richtig aneinandergereiht, einen Spruch von Goethe.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 | Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Felde) i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin.

nahm Abschied voneinander, man trennte sich, für mehr oder minder lange Zeit, und es war diese Zeit, die dann alles auf irgendeine Art ins reine brachte. Meist ging auch nur einer fort und der andere blieb zurück, dann verfiel das Mädchen entweder seinem beständigen Werben, oder aber: selbst seine dauernde Nähe vermochte nicht, die Erinnerung an den Fernen aus ihrem Herzen zu reißen ... dann wußte sie ebenfalls, ohne viel Mühe, was sie zu tun hatte, um glücklich zu werden. Jetzt aber ... es ist Krieg, und der Krieg, ja die ganze Kriegszeit überhaupt, sie hat ihre eigenen Gesetze und Spielregeln. Sie verlangt überall, sowohl draußen an den Fronten als auch daheim und auch in den Bezirken unseres privatesten Lebens, immer wieder sofortige Entschlüsse, sofortige Entscheidungen."

„Du hast recht", sagte Heinz. „Und wenn ich ehrlich sein darf, Christine, so haben wir beide, Frank und ich, gehofft, daß deine Entscheidung heute fallen würde."

„Es ist keine unbillige Erwartung gewesen", gab Christine zu, und ein vieldeutiges Lächeln glitt über ihre Lippen. „Und wenn wir ein paar Jahrhunderte früher gelebt hätten, so hätte ich euch vielleicht jetzt zu verstehen gegeben, ihr sollt um mich kämpfen, und ich würde meine Hand dem Sieger reichen. Was würdet ihr zu einem solchen Ansinnen sagen?"

Die beiden sahen Christine an und wurden rot, sie blickten einander an und wurden blaß. Es blieb eine Weile ganz still in dem Zimmer, und Christine betrachtete die Männer ruhig, mit nachdenklichem Blick.

„Ihr braucht mir keine Antwort zu geben", sagte sie endlich. „Ihr habt sie mir ja eigentlich auch schon dadurch gegeben, daß ihr sie unterließet. Aber es war natürlich auch nur ein Einfall von mir — tut so, als hätte ich das eben nicht gesagt. Wirkliche Freundschaft ist etwas so Seltenes, daß ich es nie fertigbringen würde, euch zu zwingen, zwischen Freundschaft oder Liebe wählen zu müssen. Ihr habt ja jetzt auch andere Aufgaben, andere Pflichten, als daß ihr euer Leben um eines persönlichen Glückes willen aufs Spiel setzen dürft. Um aber auf das andere zu kommen: seht, diese Entscheidung, die ihr erhofftet, ich kann sie nicht treffen. Ich habe mein Herz befragt, und mein Herz blieb stumm. Ich habe euch gern, sehr gern, alle beide — aber gern haben, das ist noch nicht lieben, nicht wahr? Ihr wollt mehr, und ich, ich will natürlich auch mehr. So bleibt denn nichts anderes übrig, als zu warten, als diese Stunde hinzunehmen als einen Abschied, der alles offen läßt, der aber auch, hoffentlich, kein Abschied für immer ist. Ist das sehr schlimm?"

„Sehr schlimm, jawohl", nickte Heinz.

Doch Frank hatte sich schon gefaßt, sich mit dem Unabänderlichen abgefunden. „So erlaube mir wenigstens", bat er, „dir als Erinnerung an alles Schöne, was wir gemeinsam erleben durften, an all die schönen, unvergeßlichen Stunden ein kleines Geschenk zu überreichen. Keinen Ring — nein, ich will deiner späteren Entscheidung nicht vorgreifen. Ein Kettchen nur — ich hatte es dir schon lange zugedacht, und dieser Augenblick ist wohl der rechte, es dir zu geben."

„Ich stehe mit armen Händen vor dir", meinte da Heinz, während er ein Bild aus seiner Brieftasche zog und es in Christines Hand legte. „Ich hätte nicht gewagt, was mein Freund Frank so bedenkenlos tut."

„Mein Gott", wunderte sich Christine, das Bild betrachtend. „Da bist du ja noch ein Knabe, ein Kind ..."

„Ja", nickte Heinz ernsthaft, „ich habe gerade dieses Bild aus längst entflohenen Tagen mit Absicht ausgewählt. Ich habe mir sagen lassen, eine Frau suche in dem Manne, den sie liebt, immer das Bild des Kindes, das er einmal gewesen ist. Und ..."

„Sehr gut gedacht", lächelte Christine, und es schien, als sei sie absichtlich bemüht, Heinz nicht fortfahren zu lassen. „Aber da fällt mir eben ein: es ist euch eigentlich gar nicht bewußt geworden, daß heute einer in unserer Runde fehlt?"

„Du meinst Martin?" fragte Frank.

„Ja — natürlich. Er gehörte doch zu unserem Vierklee, nicht wahr? Er ist nun schon seit Monaten draußen, irgendwo im Osten, und er hat mir natürlich auch ‚Auf Wiedersehen' gesagt, ehe er ging, damals. Aber ein kleines Geschenk zur Erinnerung, so wie ihr das eben tatet, hat er mir nicht überreicht."

„Er hat es vergessen in dem Wirrwarr des Aufbruchs", suchte Heinz den Abwesenden gutmütig zu entschuldigen.

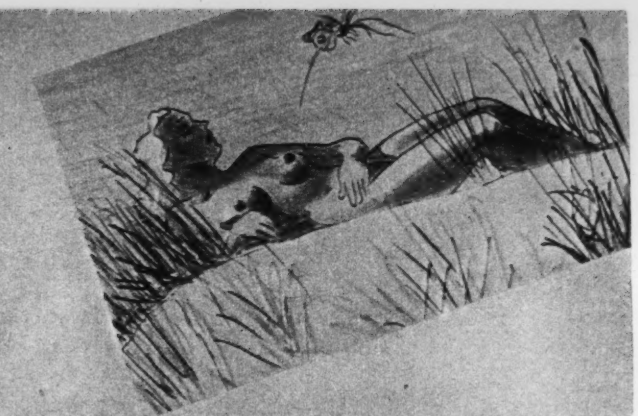
„Nein", widersprach Christine. „Er hat es nicht vergessen. Er sagte mir: wenn du mich liebst, dann werde ich dir nah und gegenwärtig sein, wo immer ich mich auch befinde. Und wenn du mich nicht liebst, dann würde selbst mein Bild nicht genügen, dir den nahe zu bringen, der deinem Herzen fern ist. Und ich sehe jetzt, ich sehe es seit langem, daß er recht hatte. Er ist mir so nah, als wäre er mitten unter uns!"

„So ist deine Entscheidung schon getroffen", rief Frank aufspringend.

Heinz nahm langsam, zögernd ihre zarte Hand. „Wir lieben dich so sehr", sagte er, „daß wir deinen Entschluß ehren, selbst dann, wenn er uns so schwer trifft. Aber eines wüßten wir noch gern: dürfen wir dir schreiben, trotz ... trotz Martin?"

„Dürfen? Ihr müßt!" erwiderte Christine. Und dann küßte sie die beiden, Frank und Hein. „Martin", sagte sie, „Martin würde es mir nie verzeihen, wenn ich euch ohne diesen Kuß ziehen ließe. Ihn freilich — ihn habe ich nicht geküßt."

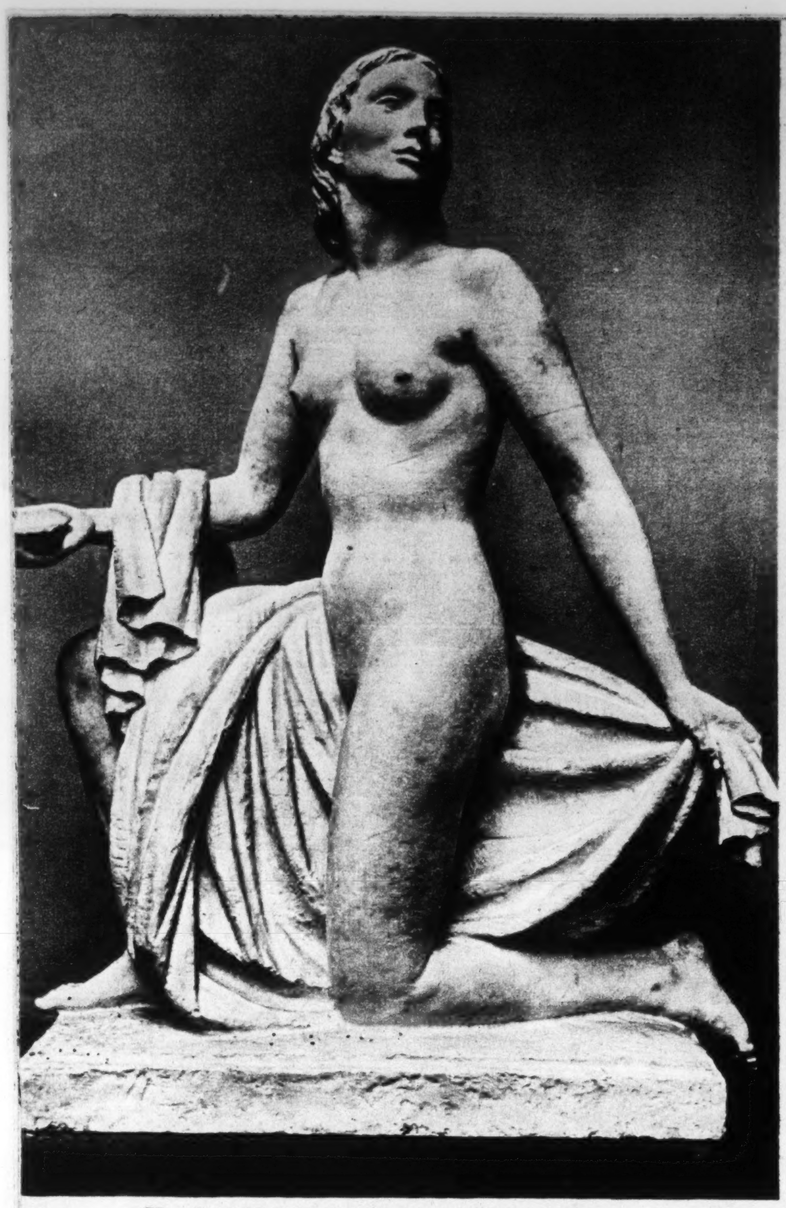
Das ist Kristina Söderbaum, wie wir sie kennen und wie sie uns gefällt. Wir werden sie in dem neuen Ufa-Farbfilm „Opfergang" sehen, der nach der gleichnamigen Novelle Rudolf G. Bindings gedreht wird



AUS UNSERER WUNDERTÜTE

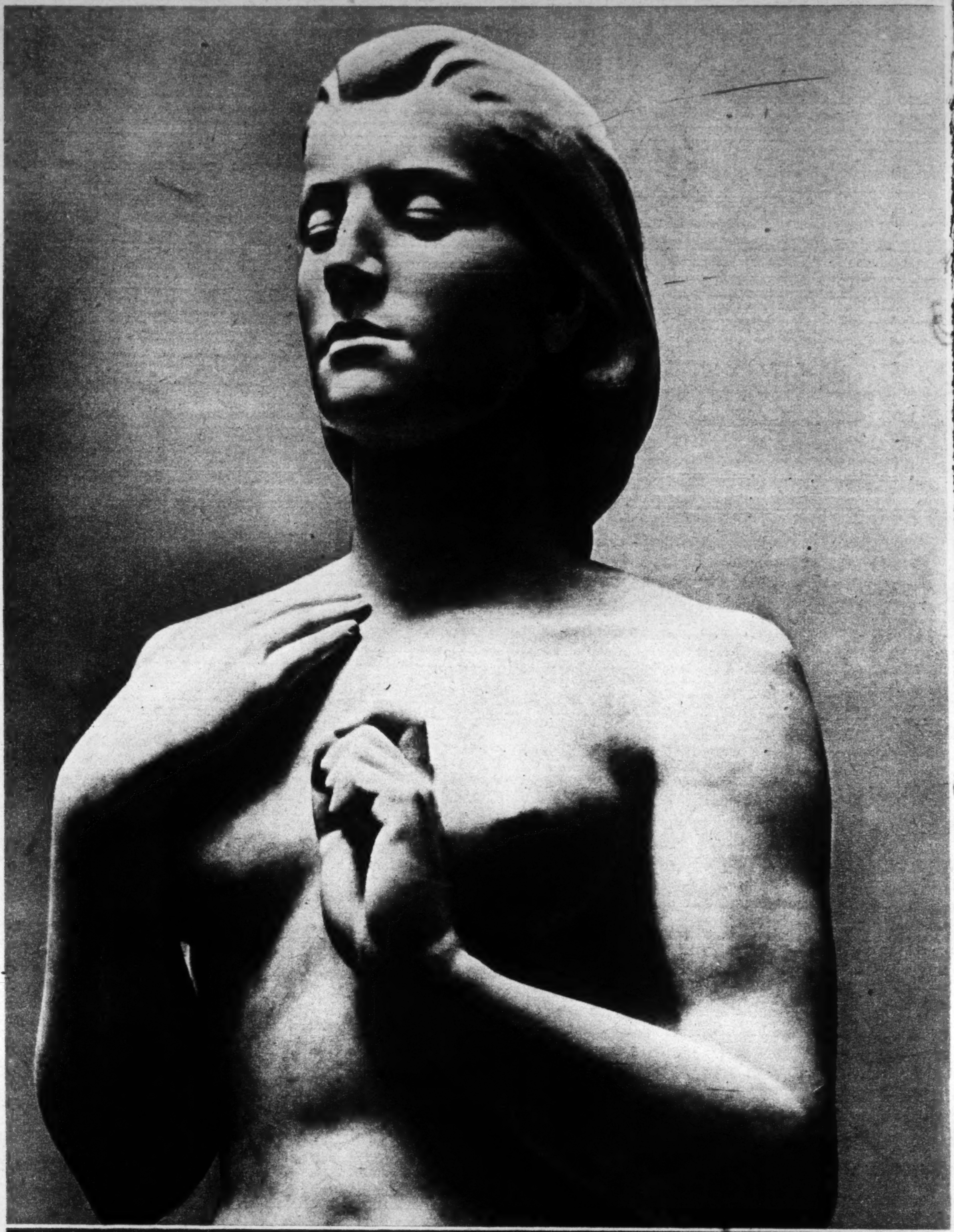
Die Feldpost bringt uns viele Briefe von der Front; je mehr es sind, um so größer ist bei uns die Freude. Manche sind darunter, die werden sofort ausgesondert, die kommen in unsere „Wundertüte" und sollen euch von Zeit zu Zeit vorgeführt werden, damit auch ihr euren Spaß daran habt. Eine kleine Auswahl zeigten wir ja schon in Folge 14: das Ergebnis unserer Preisfrage „Die Brieftasche in Linie 5". Der große Widerhall, den diese Preisfrage gefunden hat, hat uns veranlaßt, in der letzten Folge (Nr. 17) eine neue zu stellen, sie heißt: „Wer findet den treffendsten Ausspruch?" Wir sind gespannt, auf welche Einfälle die witzigsten Köpfe unter euch kommen werden, wenn sie dieses Strandgewimmel, das unser Zeichner mit tausend Einzelheiten aufs Papier gebracht hat, vor sich sehen. Natürlich — irgendwie muß es sich bei solchen Preisfragen immer um Mädel drehen — euer Wunsch ist uns Befehl! So hat unsere letzte Seite in Folge 13 „Ich liebe dich", bei der es um Liebe und Graphologie ging, manchen von euch — wir haben das schriftlich vorliegen — viel innere Unruhe bereitet, ebenso die vorhergehende Knobelaufgabe: „Was machst du, wenn du ein Mädel kennenlernst?"

Doch nun zu unserer „Wundertüte". Die originellste Einsendung findet ihr obenstehend abgebildet. Es ist der Angriff einer wilden Mücke auf die friedlich in der Sonne liegende Maid. Unteroffizier Fritz Boddenberg hat seiner Zeichnung folgenden Vers mitgegeben: „Ein Bild mit sehr viel sex appeal / mir in der Zeitschrift gut gefiel. / Da wünscht' ich mir gleich voll Entzücken, / ach, wärst du dort am Strand 'ne Mücken!" Solch ein Genießer! Unteroffizier Erich Grawert hat sogar in fünf Strophen das gleiche Mädchen besungen. Nur eine Kostprobe: „Ein Mädchen liegt im Sonnenbad, / genießt des Meerwinds Frische, / da schleicht mit Fotoapparat / ein Landser durch die Büsche." Der Hymnus an die schöne Frau schließt vielsagend: „Was weiter mit den beiden ward, / vermag ich nicht zu sagen, / dies nette Foto blieb zurück / aus ihren Urlaubstagen." Selbstverständlich sind wir nach wie vor bemüht, die vielen Kameraden, die die Anschriften der in unserer Zeitschrift abgebildeten Mädel wissen möchten, zufriedenzustellen. Leider gelingt es jedoch nur in den seltensten Fällen, die Anschrift zu ermitteln, denn die Aufnahmen liegen oft weit zurück, die Mädel haben inzwischen geheiratet oder sind sonst in „festen Händen". Da können auch wir nur in den Stoßseufzer einstimmen, den „zwei, die auch schwierigen Problemen mit Humor begegnen", uns dieser Tage in einem längeren Gedicht zur Kenntnis brachten: „Könnten wir doch diesen Frauen / geradewegs ins Herze schauen!" Ein anderer Kamerad aber gedenkt diesem Unsicherheitsfaktor dadurch zu begegnen, daß er den Kreis seiner Bemühungen von Anfang an weit genug spannt. Schickt er uns doch auf einmal gleich drei Briefe mit der Bitte, sie an die in einer Folge veröffentlichten Mädchen weiterzuleiten! Da diese Briefe nicht in Umschlägen verschlossen waren, wird es uns niemand verdenken, daß wir einen Blick hineingeworfen haben. Und siehe da, alle drei hatten denselben Wortlaut. Da wir den Namen des Absenders streng geheimhalten, sei uns ein kurzer Auszug erlaubt: „Obwohl ich sonst sehr schüchtern bin", so schreibt er, „kann ich in diesem Fall nicht anders, als daß ich mich schriftlich an Sie wende. Mein Herz ist für Sie dermaßen entbrannt, daß ich seit dem Tage, da ich Ihr Bild erblickte, keine Ruhe mehr habe ..." Kommentar überflüssig!



P. SCHEUERLE: „NAJADE“

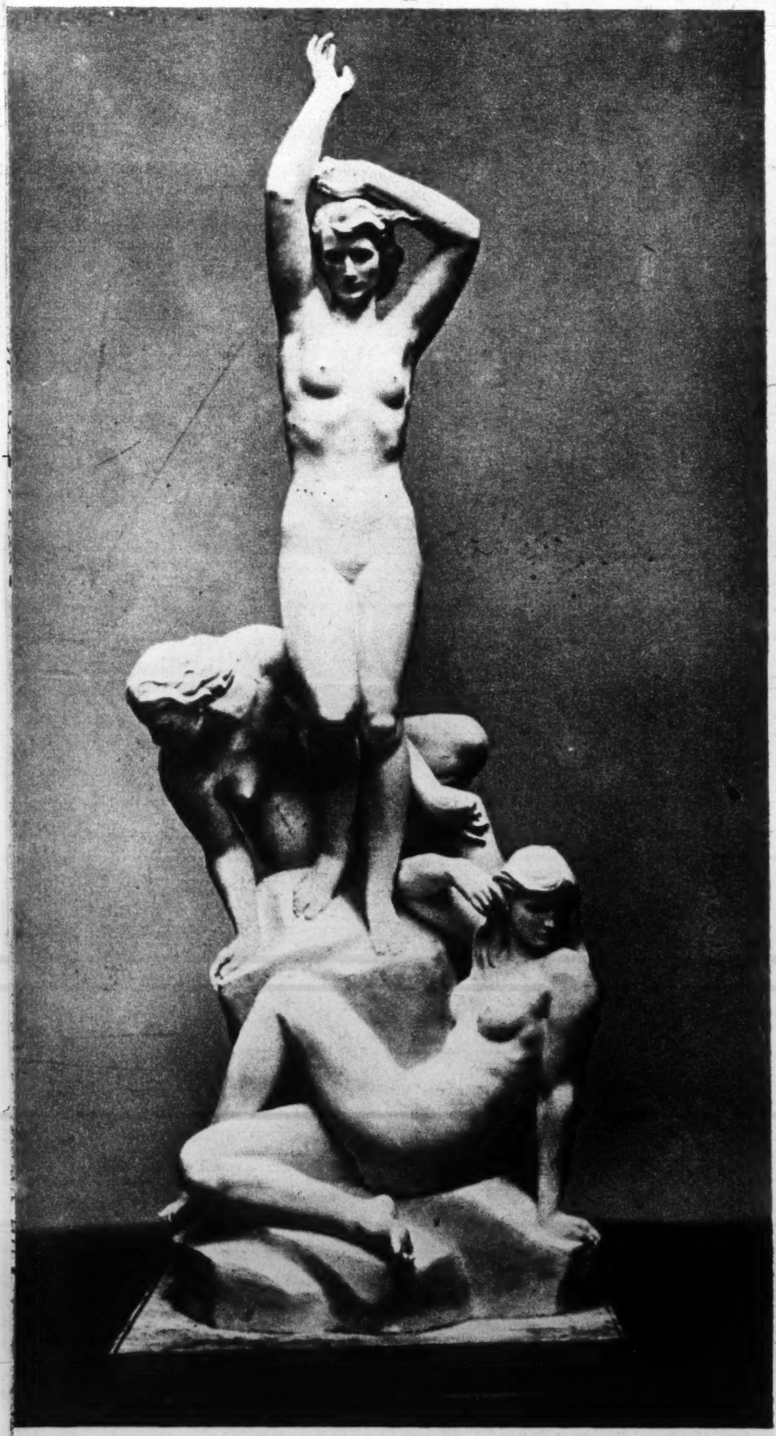
H. ZETTLITZER; „BESTIMMUNG“



Kunst

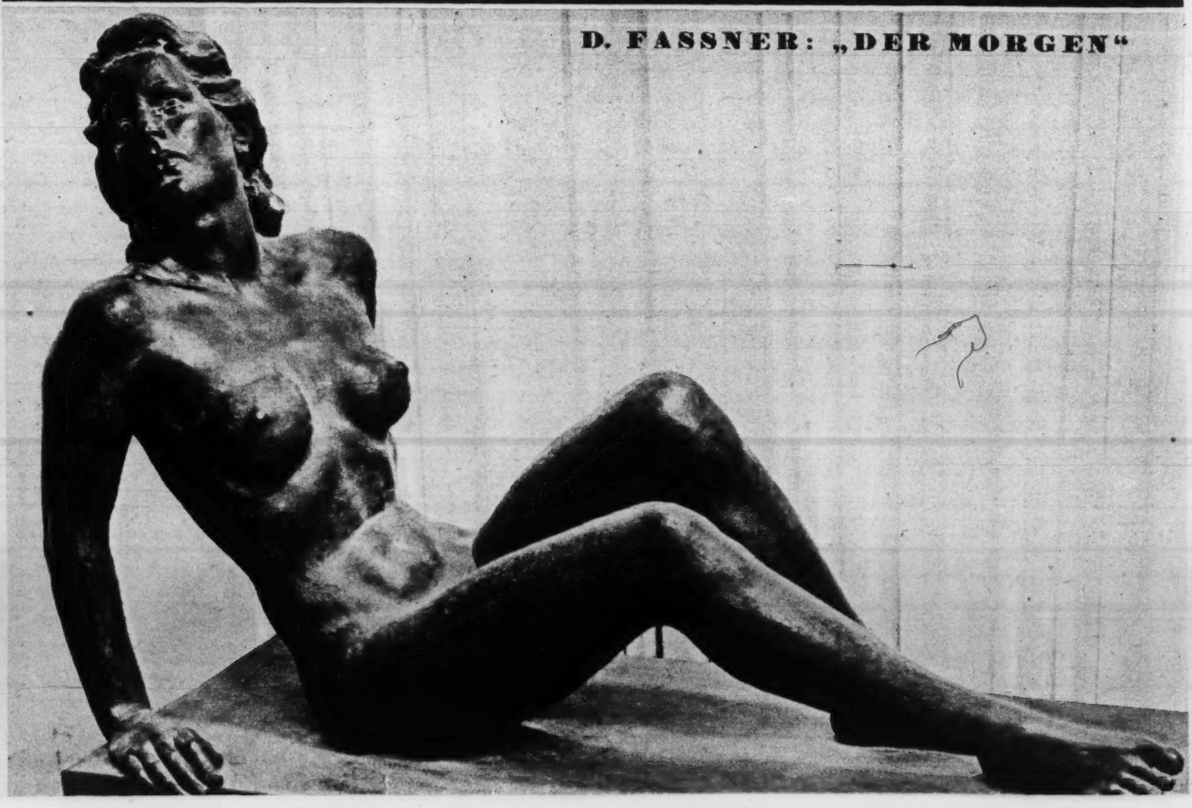
IM SCHUTZE DER WAFFEN

PLASTIKEN AUS DER GROSSEN DEUTSCHEN KUNSTAUSSTELLUNG MÜNCHEN 1943



R. ULLMANN: „DIE MORGENRÖTE“

D. FASSNER: „DER MORGEN“



Reserve nach vorn . . .

Aufnahme: Wachtm. Sepp Jäger

Im Sturm zu stehen, macht ein Volk stark. Es wird bald gewahren, daß seine Kraft daher rührt, auf eigenem Boden zu stehen und in eigener Erde zu wurzeln. Läßt es sich entwurzeln, wird es verdorren

RUDOLF G. BINDING

Latrinenparole und Gerücht

Ein Landserleben ist ohne Latrinenparolen kaum denkbar. Sie gehören im Frieden während des Kasernendaseins zum eisernen Bestand des Dienstes. Sie sind das harmlose Spiel mit den eigenen Wünschen und Hoffnungen und all den Möglichkeiten, die im Dienst und Leben des Soldaten gegeben sind. Sie aus der Welt schaffen zu wollen, ist ebenso unmöglich, wie etwa das Meer ausschöpfen zu können. Der richtige Soldat jedoch hat ein sehr gutes Gefühl für alles, was echt und unecht, und für alles, was wahr und Lüge ist. Meist begegnet er ohnehin schon den Latrinenparolen mit einem gerüttelt Maß an Mißtrauen. Sehen wir aber klar, daß dieser Hang zu Latrinenparolen im Kriege sehr gefährlich werden kann, dann nämlich, wenn vor allem die Feindagitation die Chance geschickt ausnützt und aus ursprünglich ungefährlichen Latrinenparolen sehr gefährliche Gerüchte macht. Gerüchte tragen den Stempel der Gemeinheit und Verleumdung. Sie haben nichts mehr mit Humor zu tun, sie sind ein schleichendes Gift, das die wertvollste Substanz des Menschen, das Vertrauen, zerstören soll. Beantworten wir uns selbst zwei Fragen, dann erkennen wir, wie gefährlich Gerüchte sind.

Sie lauten: Wie entsteht das Gerücht und was will es bezwecken? Gerüchte sind entweder Verlautbarungen feindlicher Sender oder werden bewußt von feindlichen Agenten ausgestreut, oder aber sie werden von Menschen im eigenen Land, die den Drang zur Redseligkeit und Wichtigtuerei haben, geschaffen. Erreichen will das Gerücht, daß Verwirrung und Unruhe verbreitet und daß der Nachrichtengebung des eigenen Landes kein Glauben mehr geschenkt wird. Der Gegner kämpft hier mit einer gefährlichen Waffe, deren bester Helfer die Leichtgläubigkeit ist. Hört man sich diese Gerüchte an, so muß man bei einem großen Teil schon zu der Feststellung kommen, daß die Feindagitation von dem Grundsatz ausgeht: Es ist nichts so dumm, als daß es nicht geglaubt wird, es muß nur etwas Sensationelles an sich haben. Prompt fallen auch sehr viele auf die Gerüchte herein, und manche tragen sie weiter, um als besonders allwissend glänzen zu können. Ist das Gerücht erst einmal im Umlauf, dann hat es schon zu einem großen Teil seinen Zweck erfüllt und Beunruhigung gestiftet.

Gerade wir Soldaten an der Front müssen dagegen gewappnet sein. Wir dürfen uns nicht von irgendwelchen unkontrollierbaren Dingen beeinflussen lassen, die unserem Denken und der Kraft unserer Nerven schaden. Der Gegner weiß, daß der deutsche Soldat auf dem Schlachtfeld im ehrlichen Kampf nicht besiegt werden kann, und so versucht er, ihn moralisch zu schwächen und seine innere Festigkeit zu erschüttern. Dasselbe Spiel treibt er in der Heimat und will so erreichen, daß Front und Heimat sich keine gegenseitigen Stützen mehr sind, sondern daß die hervorgerufene Unruhe sich vom einen auf den anderen überträgt. Wir wissen auch ganz genau, daß es heute leider noch eine ganze Anzahl von Menschen gibt, die das Ohr lieber am feindlichen Sender haben als bei den deutschen Nachrichten. Dorther holen sie sich dann ihre Weisheiten, fügen womöglich noch das und jenes hinzu, und das Gerücht ist fertig. Gegen diese Verantwortungslosen, wo sie auch immer auftreten, rücksichtslos vorzugehen, ist Pflicht eines jeden, vor allem aber des Soldaten. Manch einer dieser Schwätzer wird mit guten Worten der Überzeugung geheilt werden können. Den Hartnäckigen muß man schon anständig aufs Maul hauen. Die Unverbesserlichen aber sind zu fassen und ohne Rücksicht mundtot zu machen. Der Landser weiß schon, wie er in den einzelnen Fällen zu verfahren hat.

Es kommt heute weder in der Heimat noch an der Front darauf an, was Hinz und Kunz meinen, sondern lediglich darauf, daß das Vertrauen zur Führung und untereinander nicht erschüttert wird. Politik und Kriegführung sind zwei Dinge, die keine lauten Worte vertragen und über die besser der dichte Mantel eines tiefen Schweigens gebreitet bleibt. Vielleicht mögen diese und jene Maßnahmen und Entscheidungen, aus dem Gesichtswinkel des Tages gesehen, abwegig erscheinen, und doch erfüllen sie innerhalb der umfassenden Planung einen bestimmten Zweck. Die Lust, alles vorher schon bewiesen und zergliedert haben zu wollen, steckt tief in uns. Diese Lust aber wohnt dicht bei der Kritik, und diese nimmt nur allzugern und billig jedes Gerücht auf und verarbeitet es in ihrem Sinne.

Das Gerücht ist eine der gefährlichsten Waffen des Feindes im Kampf gegen die moralische Stärke von Front und Heimat. Sowenig der Feind uns mit seinen Waffen auf dem Kampffeld erschüttern kann, sowenig soll er es auch im Kampfgebiet des Gerüchts erreichen.

Gebändigtes Material

Wenn die Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht in den letzten Wochen wiederholt und mit besonderer Betonung die jetzigen Kämpfe im Osten als Materialschlachten ansprachen, so wird mit dieser Bezeichnung eine gewisse Entwicklungsstufe gekennzeichnet, die dieser Krieg nunmehr im Verlaufe von zwei Jahren erreicht hat. Was der Begriff „Materialschlacht" bedeutet, scheint keiner besonderen Erläuterung zu bedürfen: Es ist ein Kampf, dessen wesentliche Züge durch die Zahl und die Wirkung der eingesetzten technisch bestimmten Kampfmittel geformt werden. Je stärker von beiden Seiten, nicht nur von einer, Kriegsmaterial im weitesten Sinne dieses Wortbegriffes zur Anwendung kommt, um so mehr wird von einer materialbestimmten Schlacht die Rede sein können.

Ihre kennzeichnenden und unterscheidenden Merkmale gegenüber früheren Zeiten liegen vornehmlich in der Tatsache, daß in ihr die einfache, von seelischen Antrieben bestimmte und von physischen Fähigkeiten getragene Kraft des bewaffneten Menschen, die einstmals das entscheidende Moment im Kampfe bildete, zurückgedrängt erscheint zugunsten eines wesentlich komplizierteren, aus vielen Elementen zusammengesetzten Apparates. Ähnlich wie von jeher im Seekrieg müssen heute erst zahllose technische und damit auch rüstungswirtschaftliche und organisatorische Voraussetzungen erfüllt sein, ehe die moralischen und körperlichen Kräfte des einzelnen sich in zweckvolles und erfolgverheißendes Handeln umzusetzen vermögen. Der erste Weltkrieg hat diese Erscheinungen erstmalig in ihrer ganzen einschneidenden Bedeutung heraufgeführt.

Es liegt nahe, daß Material und Moral vielfach als Gegensatz empfunden wurden, und daß hier und da auch heute noch diese Auffassung besteht. Die Zeit nach dem ersten Weltkrieg vor allem war reich an Versuchen, eine Synthese der beiden scheinbar widerstreitenden Begriffe zu finden. Schon damals wurde unterschieden zwischen ablehnenden Empfindungen, die im wesentlichen auf den quälenden Erinnerungen an die Materialschlachten der späteren Weltkriegsjahre beruhten, und einer fester gegründeten Auffassung, die dem Material die ihm zukommende Rolle zuweist, ohne gewillt zu sein, sich von ihm beherrschen zu lassen.

Die Frage „Material oder Moral?", wenn sie in dieser Schärfe je bestanden haben sollte, kann heute als geklärt gelten. Beide sind in den Kriegen unserer Zeit unumgänglich notwendige Voraussetzungen des Schlachterfolges. Die eine wie die andere muß in bestmöglichem Maße erfüllt sein, um höchste Leistungen zu erzielen. Mehr noch: Erst durch die Verbindung mit höchsten moralischen Werten erhalten die neuzeitlichen, technisch bestimmten Waffen ein Höchstmaß an Wirkung. Daneben haben freilich auch die „alten", aus der Zusammenfassung von Einzelkämpfern gebildeten Waffen, vornehmlich die Infanterie, ihr Recht behauptet. Die Eigenart neuzeitlicher Infanterie besteht ja ebenfalls in einer überaus starken Ausstattung mit Kampfmitteln aller Art, auch solchen, die zweifellos unter den Begriff Material im Sinne einer Erweiterung dessen, was früher schlechthin Bewaffnung hieß, fallen. Hiermit freilich berühren wir die Grenze, bis zu der die Bewertung der materiellen Kampfausstattung, nicht diese selbst, gehen darf und die ungestraft von keinem Heer der Welt überschritten wird: Auch ohne eine im idealen Sinne vollständige Ausstattung muß äußersten Falles selbst ein größerer Verband kämpfen können. Es ist Sache der Führung, dafür zu sorgen, daß diese Notwendigkeit sowenig wie möglich eintritt, aber das ändert nichts daran, daß die Truppe selbst dieser Möglichkeit gewachsen bleiben und darauf eingestellt sein muß. Wenn 1918 unsere Gegner selbst dann, wenn nur noch einige wenige deutsche MG schossen, ihr Vorgehen nur mit einem Schwarm von Kampfwagen vor sich und den Geschoßbahnen einer massierten Artillerie über sich fortsetzten, so zeigen diese Erscheinungen deutlich nicht nur den an sich gesunkenen Kampfwert der feindlichen Infanterie, sondern ebensosehr eine unvorstellbare Verwöhnung durch ein allzu hohes Maß an Material. Hier spricht man mit Recht von einem gefährlichen, weil die Moral beeinträchtigenden Zuviel. Noch in einem anderen Sinne gibt es ein Übermaß an Material. Es ist jener Fall, der uns im ersten Weltkrieg so häufig bei unseren Gegnern gegenübertrat, ein Überreichtum, der es den Feinden gestattete, den Krieg zu einer Angelegenheit des Rechenschiebers zu machen, in Tonnen von Stahl und Explosivstoffen zu denken und damit die Kunst der Kriegführung zu einer stumpfsinnigen Maschinenarbeit herabzuwürdigen. Hier liegen wohl im wesentlichen die Gründe, die uns das Material verdächtig machen. Aber sie betreffen streng genommen nicht das Material als solches, sondern die Masse daran, und zwar eine Masse, die groß genug ist, um demjenigen, der sie besitzt, jeden noch so groben Fehler, jede Geistlosigkeit in der Führung des Krieges ohne tödliche Gefahr für den Kriegsausgang zu gestatten. Damit aber wird die Masse zum Gegenspieler von Geist und Sinn im Kriege, ihre Überwindung und Bändigung zum entscheidenden Problem, wobei die Massebildung auf materiellem Gebiet immer das eigentlich Kennzeichnende in den Kriegen unserer Zeit bilden wird.

Wir denken nicht daran, jede zahlenmäßige Überlegenheit als Masse abzutun, ganz gleich, ob diese Überlegenheit auf unserer oder auf gegnerischer Seite besteht. Man darf in keinem Falle übersehen, daß die größere Zahl auf dem Gefechtsfelde sehr wohl das Ergebnis einer überlegenen Strategie sein kann. Alle großen soldatischen Führer der Weltgeschichte haben dem Grundsatz gehuldigt, daß man zur Schlachtentscheidung niemals zuviel Kräfte zusammenbringen kann. So groß der Ruhm eines Feldherrn ist, der, wie Friedrich oder Hindenburg, auch gegen weit überlegene feindliche Kräfte zu siegen verstand, so wenig ist natürlich die ruhmvolle Unterlegenheit des Siegers etwa strategische Absicht oder gar Zielsetzung gewesen; sie war immer nur Notbehelf. Und wenn Moltke 1870/71 einen Feldzug durchführte, der von Anfang bis zum Ende auf glatter Siegesbahn verlief, so hat doch niemand, selbst auf der Feindseite nicht, ernstlich behauptet, dieses größte strategische Genie des 19. Jahrhunderts habe „durch Masse" gesiegt, obwohl ihm die Überlegenheit der Zahl in den entscheidenden Sommerschlachten des Jahres 1870 eklatant zur Seite stand.

Eine zahlenmäßige Überlegenheit an sich — das lehren Überlegungen dieser Art — braucht also noch keineswegs den Begriff der Masse in sich zu tragen, ganz gleich, ob sie in der Überzahl an Kämpfern, an Material oder an beiden besteht. Erst dort, wo das Übergewicht an allem, was sich in Zahlen ausdrücken läßt, so groß ist, daß es einen Verzicht auf geistige und moralische Werte nahelegt, ihn ermöglicht oder gar erzwingt, kann von Masse in dem Sinne gesprochen werden, der jedem vorschwebt, der mit Bewußtsein die beiden Weltkriege erlebt hat.

Der Kampf gegen die Sowjetunion, in dem wir stehen, ist eine Auseinandersetzung mit der Masse noch in einem wesentlich stärkeren Sinne, als dies im ersten Weltkrieg in Erscheinung treten konnte. Alles, was wir als kennzeichnend für den Begriff der Masse erkannt zu haben glauben, trifft auf diesen Gegner in gesteigertem Maße zu: Seine zahlenmäßige Überlegenheit an Menschen und Material, ursprüngliches Merkmal, aber auch selbstverständliche Voraussetzung jeder Masse, wird noch gesteigert durch eine bewußte bis zum letzten systematische und folgerichtige Züchtung eines jeder Individualität baren, überwiegend von kollektiven Instinkten geleiteten Menschentyps. Er bildet militärisch, politisch und wirtschaftlich den idealen Werkstoff für eine auf Ausnutzung der Masse eingestellten Kriegführung. Daß den Sowjets eine unerhörte Menschenfülle für den Kampf ebenso zur Verfügung steht wie die Möglichkeit, immer wieder gewaltige Materialmengen aus der Erde zu stampfen — zwei Dinge, die sich anderwärts durchaus nicht immer vereinbaren lassen —, gibt dem Kampf, den sie führen, seine besonders harte, für den Gegner immer neue Probleme aufwerfende Note.

Auch das Problem der Materialschlacht ist damit wieder erneut heraufgeführt. Die Aufgabe, sich damit abzufinden, hat vom ersten Tag des russischen Feldzuges an vor uns gestanden. Wir haben je länger, je mehr Mittel und Wege finden müssen, um der von der Masse an Menschen und Material vor uns aufgetürmten Schwierigkeiten Herr zu werden, ohne in einen Wettlauf der Zahlen zu verfallen, bei dem es letzten Endes

DAS PROBLEM UNSERES KAMPFES IM OSTEN

VON GENERALLEUTNANT DITTMAR

doch immer eine offene Frage geblieben wäre, wer Sieger bleiben würde.

Daß wir uns in anderer, besserer Weise damit abzufinden verstanden haben, davon legen die Kämpfe der letzten Wochen Zeugnis ab. Wir selbst haben sie als Materialschlacht bezeichnet. Aber sie sind es in einem ganz anderen Sinne als die des ersten Weltkrieges, in denen auf materiellem Gebiet allzuoft der Mangel bei uns gegen den Überfluß auf seiten unserer Gegner stand und wo aus diesem Grunde Geistlosigkeit und Ideenarmut sich ungestraft austoben durften. Heute liegen die Dinge anders. Wir haben das Material zu bändigen gelernt.

Darin liegt das Symptomatische dieser letzten gewaltigen Kämpfe. Sicher ist, daß die laufend gemeldeten Zahlen von vernichtetem und erbeutetem feindlichem Kriegsmaterial zunächst einmal zeigen, welch ungeheure Mengen dem Gegner daran zur Verfügung standen. Entscheidend bleibt aber doch, daß auch die gewaltige Ballung modernster Kampfmittel dem Gegner nicht zu irgendwie entscheidenden Erfolgen verholfen hat. Vor allem: Auch im Vergleich zu dem, was die Sowjets zu produzieren vermögen, sind ihre materiellen Verluste außerordentlich hoch, so hoch, daß wir mit Fug und Recht von Abnutzungsschlachten sprechen dürfen, aber mit ganz überwiegender Beziehung auf den Gegner.

Es liegt auf der Hand, daß diese Bändigung gewaltiger Materialmassen nicht ohne entscheidende Mitwirkung von Material auch auf unserer Seite möglich gewesen wäre. Aber wir haben nicht den Teufel einfach durch Beelzebub auszutreiben gesucht. Die Abwehrerfolge, die wir in diesen Wochen erzielt haben, sind nicht ein Produkt etwa eines zufälligen Gleichstandes von Wirkung und Gegenwirkung im Wettlauf nach der materiellen Überlegenheit. So liegen die Dinge nicht! Was wir erreicht haben, ist auch eine Folge der Bändigung des Materials auf der eigenen Seite.

Was ist darunter zu verstehen? Zunächst ist es selbstverständlich, daß das Erforderliche an materieller Ausstattung der eigenen Truppe zur Verfügung stehen muß, wobei zwischen Zahl und Güte keine Diskrepanz bestehen darf. Gerade in der Ausgewogenheit dieser beiden bestimmenden Größen besteht eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die Leistungsfähigkeit der materiellen Rüstung. Daß sie erfüllt gewesen ist, beweisen unsere Erfolge. Aber auch in einem anderen, noch stärker in den Bereich des Geistigen reichenden Sinne hat es einer Bändigung des Materials bedurft, um zu den erzielten Ergebnissen zu gelangen: Auch ein qualitativer und quantitativer Hochstand der materiellen Rüstung darf nie dem Ideengehalt der Krieg- und Kampfführung Abbruch tun. Gerade auf diesem entscheidenden Gebiete, so dürfen wir jetzt schon sagen, sind wir der Gewalt des Materials in diesen letzten schweren Kampfwochen gewachsen gewesen. Nirgends hat die Wendigkeit unserer Entschlüsse unter unvermeidlichen materiellen Rücksichten gelitten, nie ist die Beweglichkeit unserer Kampfführung durch die Bleigewichte eines überzüchteten technischen Apparates gehemmt worden.

Im Gegenteil: Aus dem sinnvollen Einbau technisch bestimmter Kampfmittel in die kriegerische Gesamtorganisation hat unsere auf Beweglichkeit gestellte Kampfführung die besten Impulse gewonnen. So ist es uns gelungen, Schlachten zu schlagen, in denen die materielle Wirkung auf unserer Seite sich voll entfalten, die menschliche Kampfkraft durch den Einsatz technisch bestimmter Kampfmittel weitgehend geschont werden konnte, ohne daß es zu Materialschlachten im Sinne des ersten Weltkrieges gekommen wäre. Die brutale Geistlosigkeit des Kampfes von Gewichtstonnen an Stahl und Explosivstoffen hat nicht die Oberhand gewinnen können. Und niemals, so dürfen wir feststellen, ist die Kampfkraft unserer Grenadiere in seelische Abhängigkeit vom Material geraten. Immer blieb den seelischen und geistigen Kräften der Truppe das Tor zur Betätigung weit geöffnet.

Wir buchen diese Ergebnisse der letzten Kämpfe mit besonderer Genugtuung. Wir schöpfen daraus das Vertrauen, daß wir auch weiterhin dem stärksten Trumpf, den unsere Gegner auszuspielen haben, der Masse an Menschen und Material, in vollem Umfang überlegen bleiben werden.

Sowjetisches Salvengeschütz

STALINS „Geheimwaffe"

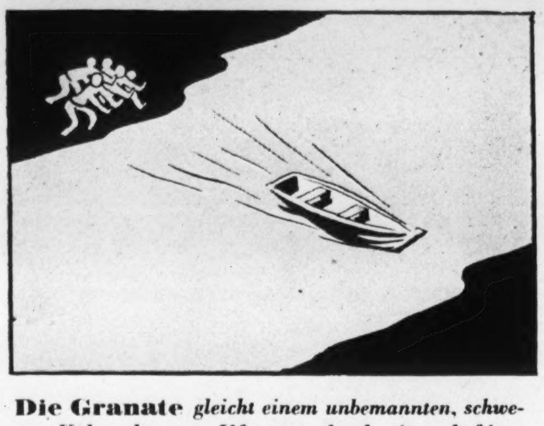
DIE RAKETE IN VERGANGENHEIT UND GEGENWART

Der Einsatz von Raketen als Kriegswaffen stellt für Ballistiker und Waffenkonstrukteure keine überraschende Neuheit dar, sondern erscheint als Folge einer Entwicklung, die weit in die Geschichte der Waffentechnik zurückreicht. Die Raketen sind Geschosse, welche unter dem Eindruck der großen Treffgenauigkeit der gezogenen Schußwaffen wohl bei der Allgemeinheit in Vergessenheit geraten konnten, ihre Eigenbeweglichkeit aber hat immer wieder die Fachleute aller Nationen angezogen, sich mit ihnen zu beschäftigen und sie zu größter Vollkommenheit zu entwickeln. So finden wir in der Stalin-Orgel, dem Salvengeschütz der Sowjets, eine Raketenwaffe, welche insbesondere die Möglichkeit der zusammengefaßten Anordnung einer großen Zahl von Abschußeinrichtungen auf einem Fahrzeug verwirklicht. Auf deutscher Seite ist die Möglichkeit, große Sprengstoffnutzlasten mittels Raketenantriebs verschießen zu können, besonders ausgebaut worden. Aber auch die deutschen Raketenwerfer gestatten, den Feind mit Salven von großer Schußzahl schlagartig zu überfallen. Sie haben sich der Stalin-Orgel als überlegen erwiesen und den Ausgang mancher Kampfhandlung entschieden.

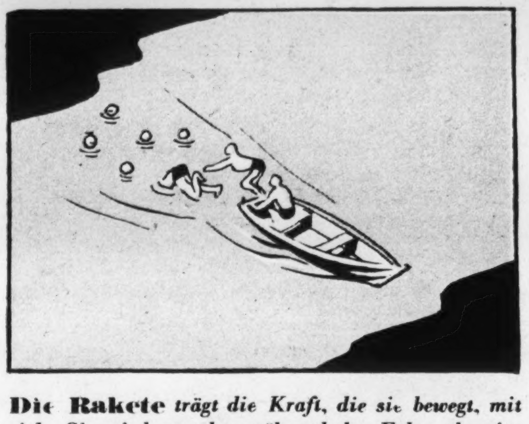
Gegen Ende des siebenten Jahrhunderts begannen in Europa griechische Heere Raketengeschosse zu verwenden, im dreizehnten Jahrhundert wurden sie besonders von den Italienern verbessert, am Ende des vierzehnten Jahrhunderts wurden sie als vollwertige Feuerwaffe neben den Geschützen verwendet.

Die Engländer lernten besonders in Indien die verheerende Wirkung der Raketen kennen (1799 Seringapatnam). Von 1804 an versuchte daher Sir William Congrève sie durch systematische Versuche zu verbessern, aber erst 1809 gelangte er zu der endgültigen

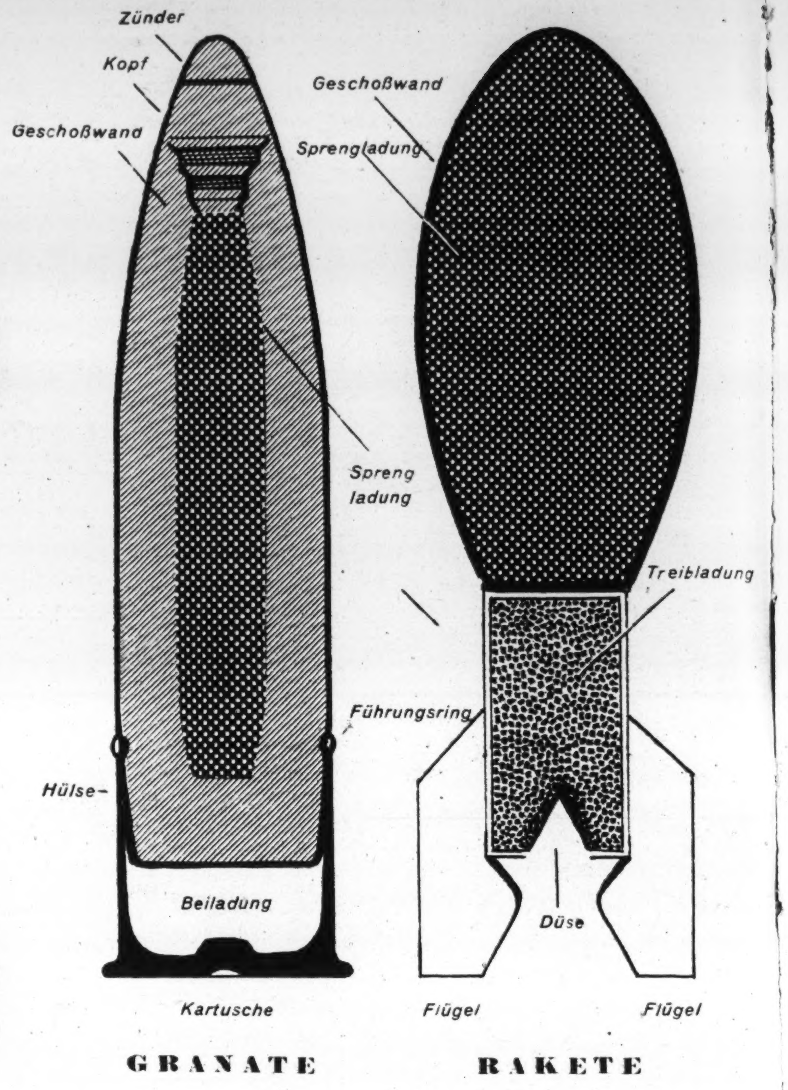
Worin liegt der Unterschied zwischen Granate und Rakete?



Die Granate *gleicht einem unbemannten, schweren Kahn, der vom Ufer aus durch einen heftigen Stoß in Bewegung gesetzt werden muß*



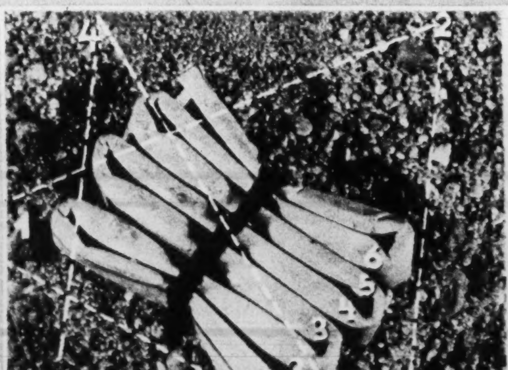
Die Rakete *trägt die Kraft, die sie bewegt, mit sich. Sie wird von den während der Fahrt abspringenden Kräften getrieben*



Leuchtkugeln, Raketen, Knallfrösche

Obwohl die Leuchtkugel aus einer Pistole abgeschossen wird, ist sie eine Rakete. Ihr Treibsatz, der in einer Patrone steckt, wird durch ein Zündhütchen entbrannt

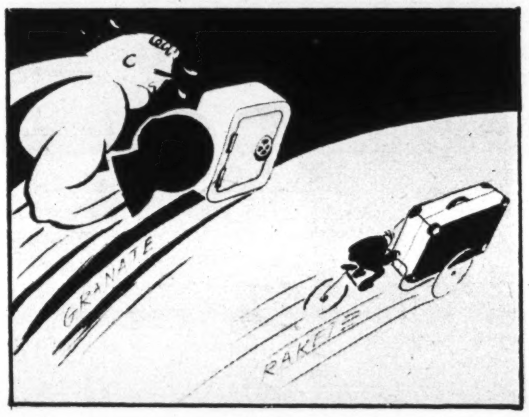
Das unterscheidet die Rakete besonders von der Granate: Die Flugbahn der Rakete kann im Gegensatz zur Granate verschiedene Formen annehmen. Jedes Brillantfeuerwerk zeigt davon die verschiedensten Arten



Selbst um die „Ecke" schießen kann man mit einer Rakete, besser gesagt, mit einem Raketensatz, wenn dieser so angeordnet ist, wie es der bekannte „Frosch" aus der Silvesternacht zeigt

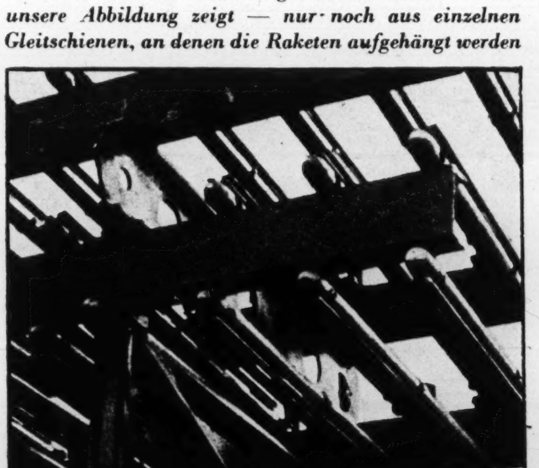
Der schwere und der leichte „Koffer"

Die Bezeichnung schwerer Koffer für eine Granate würde noch besser mit „Panzerschrank" ausgedrückt werden, denn wie dieser muß die Granate überaus dickwandig sein, um erstens den großen Anforderungen des Abschusses gewachsen zu sein, und zweitens, um dem Luftwiderstand bei großen Entfernungen genügend Masse entgegensetzen zu können. Die Rakete hat bei ihrem Start keine übermäßige Stoßkraft auszuhalten. Sie kann daher eine verhältnismäßig größere Menge an Sprengstoff mit sich führen. Unsere Zeichnung versinnbildlicht diesen Vorgang



Geschoß ohne Geschütz?

Die Größe des Geschützes richtet sich nach der Stärke des Kalibers und nach der Schußweite der Granate. Die Rakete, die ihren Antrieb mit sich führt, benötigt zum Abschuß nur mehr eine Führung. Ihr Geschütz ist daher richtiger mit „Startvorrichtung" zu bezeichnen. Bei der Stalin-Orgel besteht diese — wie unsere Abbildung zeigt — nur noch aus einzelnen Gleitschienen, an denen die Raketen aufgehängt werden



Der Berg, den jedes Geschoß zu überwinden hat . . . die Parabel ⟶

Auch die Rakete muß diesen Berg überwinden, der sich aus Schußentfernung, Gewicht und Form des Geschosses ergibt. Der Schuß in den luftleeren Raum ergibt bei der Granate, ohne Berücksichtigung des Luftwiderstandes, die bekannte Parabel. Die Rakete steigert ihre Geschwindigkeit — im Gegensatz zur Granate — im Quadrat der Entfernung. Sie hat demzufolge ein wesentlich gestreckteres Flugbild. Erst wenn der Treibsatz verbrannt ist, nimmt ihr Flugbild die Form der Raketenparabel an, wie unsere Zeichnung darstellt

Text und Zeichnungen: Ogefr. Erich Haase

Form seiner berühmten pfeilstabilisierten Brandraketen. Doch erreichten die Engländer schon 1807 durch Beschießung von Kopenhagen mit 40 000 Congrèveschen Brandraketen die Kapitulation der dänischen Flotte.

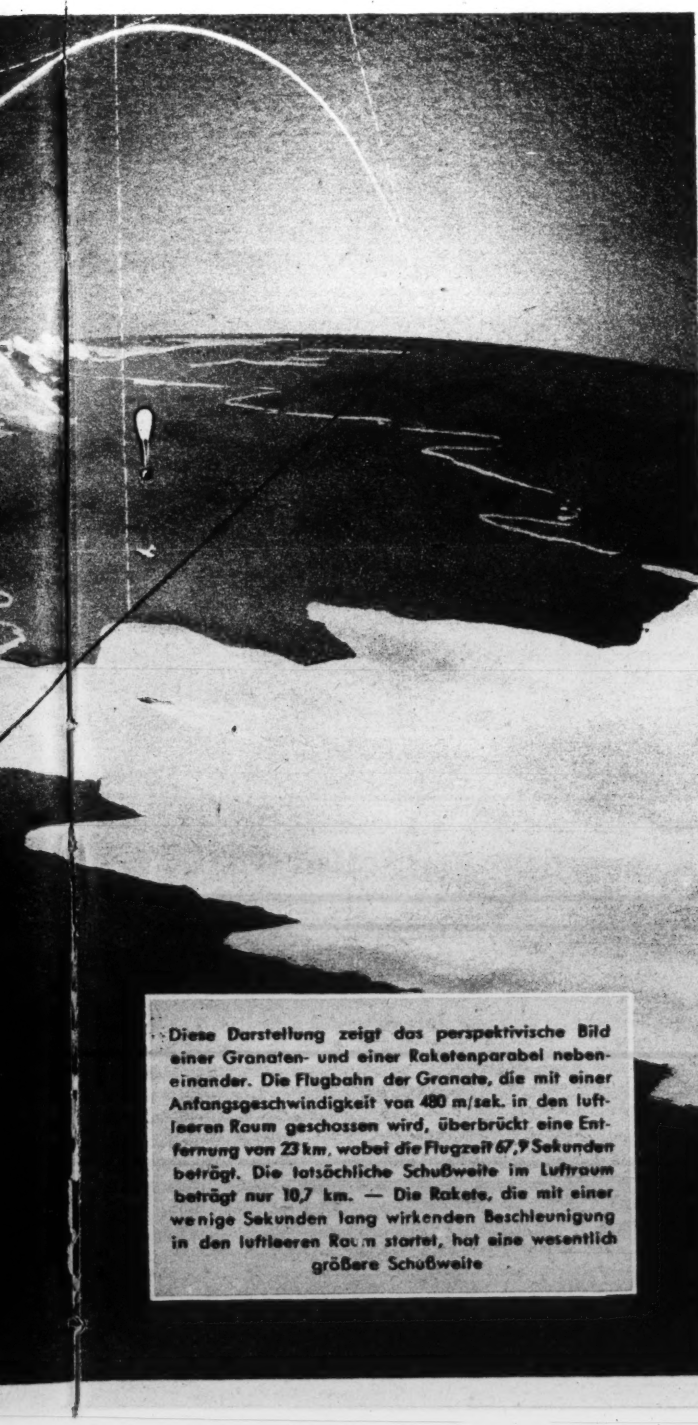
Französische Raketen erreichten 1812 Schußweiten von 3000 bzw. 4200 Meter. In der Völkerschlacht bei Leipzig wurden mehrfach Raketenbatterien mit großer Wirksamkeit eingesetzt.

Von 1815 an betrieben hauptsächlich England, Österreich und Rußland die Entwicklung der Raketenwaffe. England verstand es, sie besonders in seinen kolonialen Kriegen bei der Beschießung von Seestädten und bei Landungen an bedeckten Ufern oder an Flußmündungen einzusetzen. Die großen englischen Segelschaluppen trugen vielfach ein Gestell zum Abschießen von großen Raketen. Die Russen benutzten Raketen bei ihren Kriegen mit der Türkei und im Kaukasus an Stellen, die selbst für Geschütze kleinen Kalibers zu unwegsam waren. Die Österreicher glaubten sich im Besitz einer unüberwindlichen Waffe und setzten Raketenbatterien bei Magenta und bei Solferino ein.

1854 stellten die Franzosen auf ausdrücklichen Befehl Napoleons III. Raketen für die Beschießung von Sewastopol her, deren Wirkung von den Russen als äußerst unangenehm empfunden wurde. Die Erfolge freilich, welche sich die Franzosen von diesen Geschossen erhofften, traten nicht ein. Und so werden die Raketen allmählich von den Geschützen mit gezogenem Lauf völlig verdrängt und nur als Signalmittel verwendet.

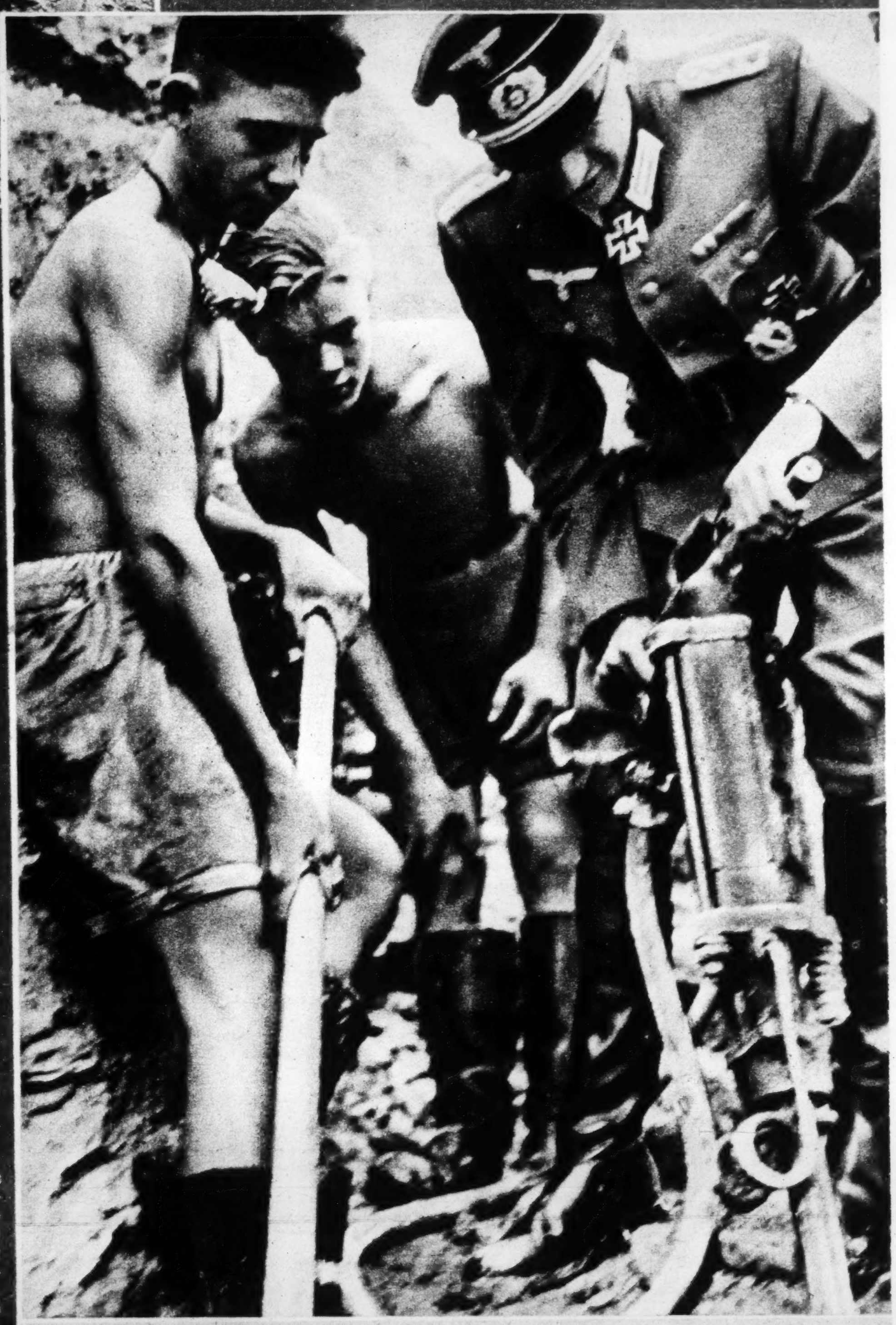
Das Rohrrücklaufgeschütz entwickelte sich dagegen zu größter Vollkommenheit, und so ist es erklärlich, daß Kriegsraketen im Weltkrieg 1914—1918 nicht eingesetzt wurden.

Der Vertrag von Versailles brachte für Deutschland das Verbot der schweren und schwersten Artillerie. Gerade dieses Verbot aber führte zur Auferstehung der Raketenwaffe. Und so hat in aller Stille unter Führung des verstorbenen Generals der Artillerie Prof. Dr. Becker eine Entwicklung ihren Fortgang genommen, deren augenblicklicher Stand zu einem kritischen Vergleich zwischen Rakete und Granate lockt. *Dr. G.*



Diese Darstellung zeigt das perspektivische Bild einer Granaten- und einer Raketenparabel nebeneinander. Die Flugbahn der Granate, die mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 480 m/sek. in den luftleeren Raum geschossen wird, überbrückt eine Entfernung von 23 km, wobei die Flugzeit 67,9 Sekunden beträgt. Die tatsächliche Schußweite im Luftraum beträgt nur 10,7 km. — Die Rakete, die mit einer wenige Sekunden lang wirkenden Beschleunigung in den luftleeren Raum startet, hat eine wesentlich größere Schußweite

Beim RAD im Baskenland



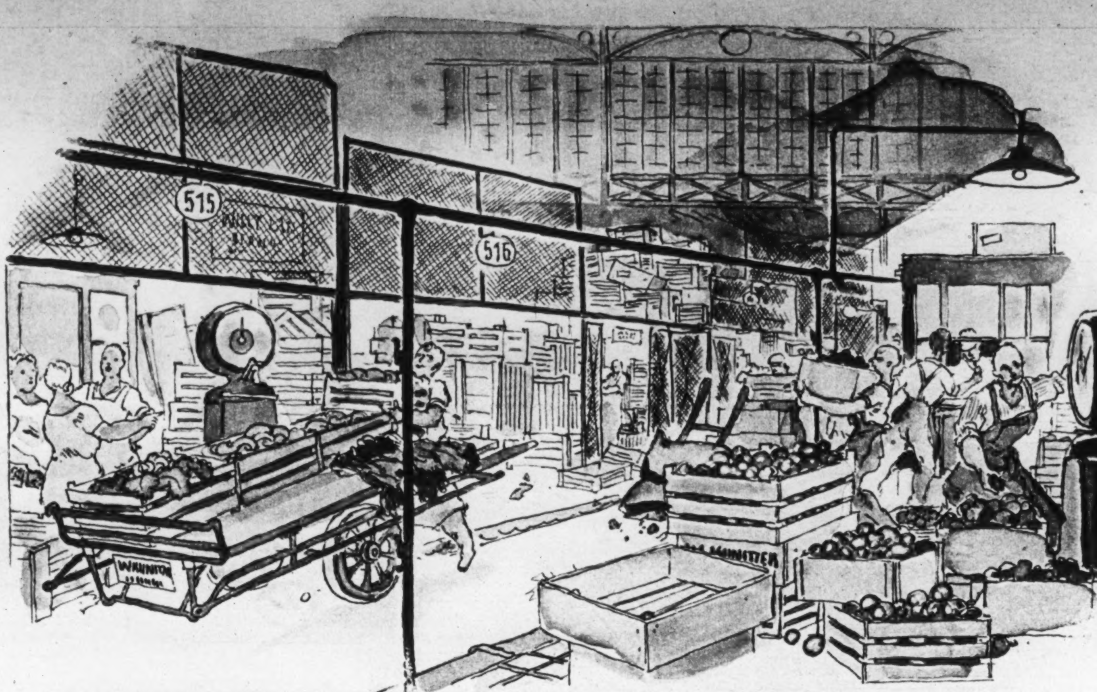
„Hauptmann Vollmer kommt!" Diese Nachricht brachte alle Reichsarbeitsdienstlager am Fuße der Pyrenäen in Aufruhr. Ein Ritterkreuzträger, RAD-Führer aus den eigenen Reihen, kam zu Besuch, um den alten Kameraden wieder einmal die Hand zu schütteln, den jungen aber, den Soldaten von morgen, von seinen Erlebnissen an der Ostfront zu erzählen. Tagsüber war er nach alter Gewohnheit draußen auf der Arbeitsstelle, auf dem hohen Steilufer am Atlantik, wo der starke Befestigungswall immer neue Verbesserungen und Verstärkungen erfährt

Ritterkreuzträger HAUPTMANN VOLLMER besucht alte und junge Arbeitsdienstkameraden

„Na, seht ihr, es geht doch noch!" Der Ritterkreuzträger hat selbst wieder den Preßlufthammer zur Hand genommen, mit dem Stück für Stück aus dem Felsgestein herausgebrochen wird. Die Jungen aber staunen über die Fertigkeit des alten Arbeitsdienstführers, dem das Bohrgerät ebenso sicher in der Hand liegt wie draußen an der Front die Maschinenpistole

Das Urteil des Fachmanns! Hauptmann Vollmer ist mit der Arbeit seiner jungen RAD-Kameraden zufrieden. Dichte Stacheldrahthindernisse ziehen sich über die Steilküsten hin. Hier einen Landeversuch zu wagen, würde dem Gegner schlecht bekommen!

Die Droschkenkutscher waren von jeher die besten Freunde der Berliner und der Fremden, und auch jetzt im Kriege zuckeln noch viele „Droschken zweiter Güte“ durch die Straßen der Stadt



Die Viermillionenstadt hat einen Riesenmagen. Schon früh um 6 Uhr wird ihr in den Markthallen, vor allem in den Zentralmarkthallen am Alexanderplatz, der Tisch gedeckt. Dann flitzen die zweiräderigen Karren der Großhändler zwischen den Verkaufsboxen und den Autos der Kleinverteiler hin und her

DAS GRAUE MEER

So hat man Berlin genannt, und wer auf dem Funkturm oder auf einem der anderen hohen Türme steht und über die Reichshauptstadt hinwegblickt, über das scheinbar unendliche Häusermeer, das fern, ganz fern mit dem Horizont verschwimmt und über dem stets, auch an sonnenklaren Tagen, ein dünner, milchig-grauer Dunstschleier schwebt, — wer aus solch luftiger Höhe Berlin sieht, dem wird sich wie von selbst der Vergleich mit dem „grauen Meer“ aufdrängen. Auf die Erde zurückgekehrt, ergibt sich freilich ein anderes Bild, der graue Schleier ist verweht, wir sehen die Dinge sozusagen in optischer Scharfeinstellung, und was nun straßauf, straßab in ständig neuen Bildern auf uns einstürmt, das ist kaum mit zwei Menschenaugen zu erfassen. Wer wollte auch behaupten — und habe er ein ganzes Menschenleben an Spree und Havel zugebracht —, Berlin wirklich zu kennen! Wir haben dies erst vor kurzem so recht empfunden, als uns ein Kamerad aus dem Osten schrieb, er käme im Urlaub auf ein paar Tage nach Berlin, zum ersten Male in seinem Leben, und hoffe es mit unserer Hilfe gründlich kennenzulernen. Gründlich? Wir nahmen ihn beim Wort und erkundeten, um auf alle Fragen gewappnet zu sein, den Grund und Boden der Stadt. Berlin, so haben die Statistiker mit Fleiß ausgetüftelt, erreicht fast die Flächenausdehnung der Insel Rügen, den Bodensee übertrifft es darin sogar um ein Drittel seiner Spiegelfläche. Ein rüstiger Marschierer — wo fehlte er auch bei solchen Vergleichen! — würde bei täglich sechsstündigem Marsch neuneinhalb Tage brauchen, um die Stadtgrenze abzuschreiten, und sogar die Sonne, die ja in 24 Stunden den ganzen Erdball umwandern muß, braucht von einem Ende Berlins bis zum anderen rund drei Minuten. Vor solchen Größenverhältnissen versagen alle gewohnten Maßstäbe. Und so ist auch Berlin keine Stadt im rechten Sinne des Wortes mehr, nichts eigenkräftig Gewachsenes und einheitlich Gewordenes. Verlangte unser Kamerad, wir sollten ihn an den Mittelpunkt des städtischen Lebens führen, so würden wir ihn sicherlich mit einem Gang in die Friedrichstadt oder in das Kurfürstendammviertel zufriedenstellen. Er wird sich nur schwer darüber belehren lassen, daß dieser lebensvolle Bezirk nur eine von den fünf oder sechs großen Städten darstellt, aus denen sich Berlin zusammensetzt. Und diese Städte in der großen Stadt haben wiederum alle ihre eigenen Gesichter und Besonderheiten. Hier flutet der Verkehr auf der breiten Ost-West-Achse in lärmender Dichte, eilen Zehntausende zur Feierabendzeit über den Potsdamer Platz, dort, zwischen Stahnsdorf und Güterfelde, rumpelt ein Erntewagen zur gleichen Stunde dem Hofe zu. Hier brütet die sengende Sonne in engen Straßenschluchten, dort gleitet ein Kanu voll junger Menschen über die spiegelglatte Fläche des Wannsees. Nur ein paar Gesichter der Viermillionenstadt! Und das alles ist Berlin! Stadt der Gegensätze, auch in ihren Menschen. Wer wollte sie verwechseln, die Männer und Frauen aus dem Norden, aus dem erbeingesessenen Kleinbürgertum des Südens oder aus dem alten Spreeviertel, die Bewohner des Westens, die von Moabit, aus Lichtenberg und Weißensee? Der Gesamtbevölkerung aber haben alle deutschen Lande ihren Tribut bezahlt. Das wird nur allzuoft vergessen, wenn im Kameradenkreise gegen die Berliner gestichelt wird. Ein großer Teil aller Berliner sind ja deine Landsleute, du Hannoveraner, sind Sachsen, wie du, du Mann aus Dresden, und so rheinisch wie du, Rheinländer! Ist es nicht eine zwangsläufige Entwicklung, daß die Hauptstadt des Reiches mit ihren ungewöhnlichen und vielseitigen Wirkungsmöglichkeiten wie ein Magnet immer wieder die Fähigen aus allen Gegenden zum Wettbewerb ihrer Kräfte angelockt hat? Mögen welche darunter sein, für die immer noch die Ellenbogen als das beste Mittel zum Vorwärtskommen gelten, das eigentliche Berlinertum repräsentieren sie nicht. Der Berliner ist ein verwegener Schlag, er ist hell, kann blitzschnell kombinieren, ist großherzig, gutmütig und hilfsbereit. Gefühlsregungen kommt er gern mit der Ironie des scharfen Witzes zuvor, aber unter der harten Schale ruht ein guter Kern. Seine Spottlust macht vor der eigenen Person nicht halt, und das versöhnt auch mit seiner Neigung, sich gern im Mittelpunkt zu sehen, schwadronierend wie ein Gladiator, der in der Arena auftreten soll. Darum: eine Lanze für den Berliner, das rauhe, aber herzwarme Kind des märkischen Himmels! Und hundert Lanzen für das unbändige und wechselvolle, schaffensfrohe, ewig junge Berlin!

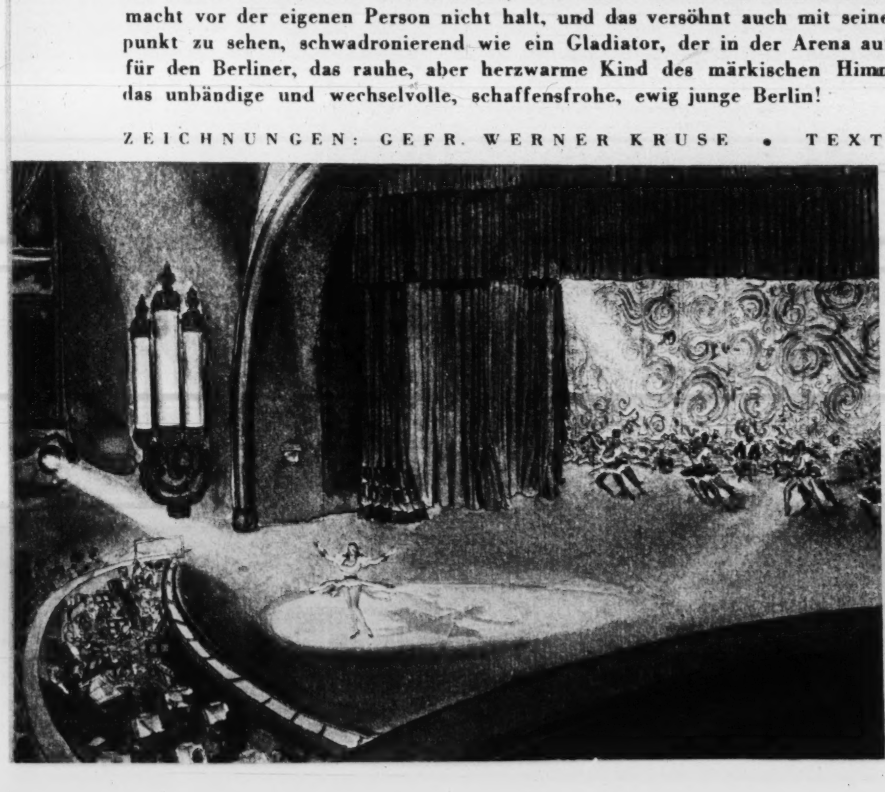
ZEICHNUNGEN: GEFR. WERNER KRUSE • TEXT: GEFR. KURT MILTE

Das Brandenburger Tor, die Eingangspforte zur „Via triumphalis“, der Repräsentationsstraße „Unter den Linden“

In der Dreifaltigkeitskirche predigte zur Zeit der Befreiungskriege der preußische Patriot Friedrich E. D. Schleiermacher

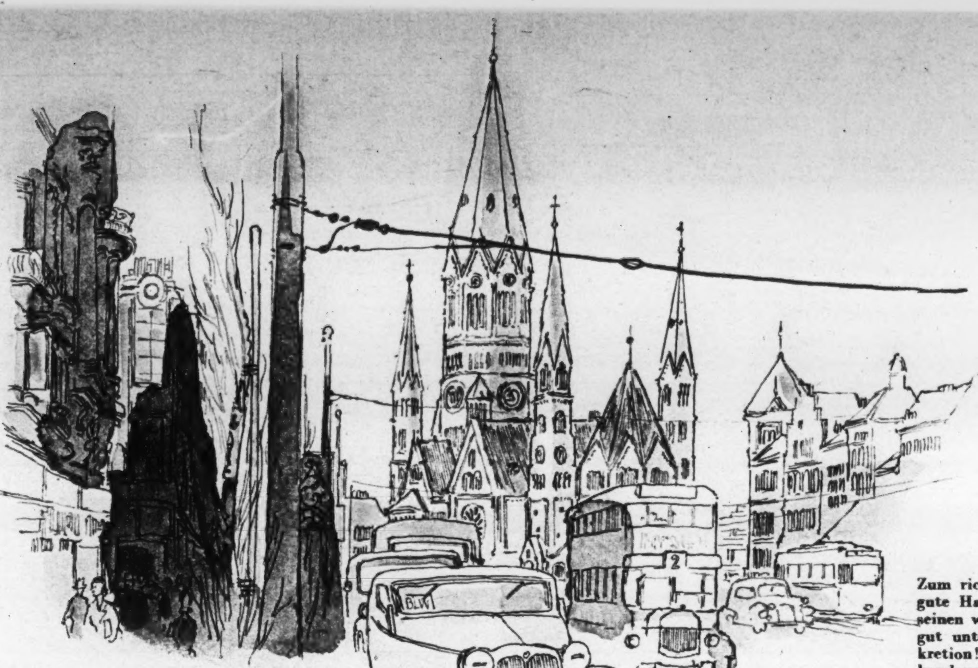
An der Jungfernbrücke, Berlins ältester Zugbrücke, verkauften einst französische Demoiselles Stickereien und Spitzen

Das Shell-Haus gehört zu den markantesten Hochhäusern der Reichshauptstadt



Zu den volkstümlichsten Varietébühnen Berlins zählt die „Plaza“. Wer heute im Riesenrund des Zuschauerraumes steht, ahnt nicht, daß dies einmal die Empfangshalle des Berliner Ostbahnhofes war

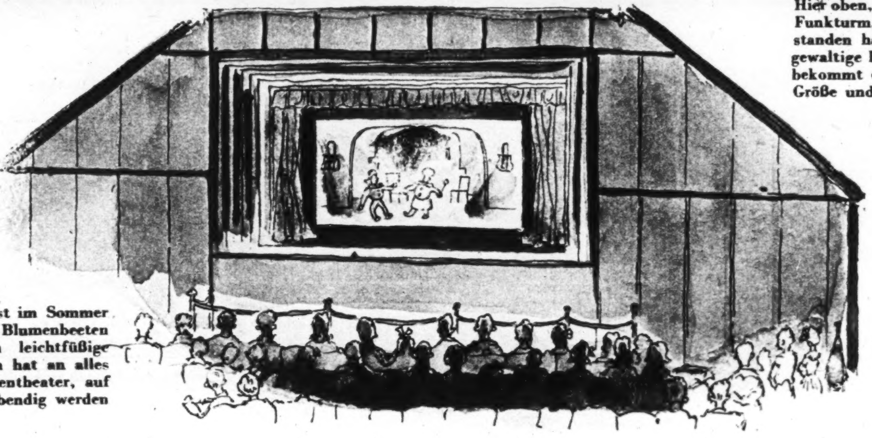
Neben dem Zeughaus steht die Alte Wache, ein schlichter Schinkel-Bau. Sie wurde zum Ehrenmal ausgestaltet



Berlin war stets eine Stadt der Arbeit; sie ist es im Kriege noch mehr geworden. Trotzdem ist aus ihr der Frohsinn nicht verdrängt. Sein Hauptquartier steht immer noch „rund um die Gedächtniskirche". Daß es hier nach Geschäftsschluß auch viele nette junge Mädchen zu sehen gibt, wird der Landser sich für den nächsten Urlaub vormerken

Zum richtigen Berliner Mietshaus gehört der Portier, der gute Hausgeist und gestrenge Türwächter. Nichts entgeht seinen wachsamen Augen, und über die Mieter ist keiner so gut unterrichtet wie er. Selbstverständlich strengste Diskretion! Oft betreibt er außerdem das ehrsame Schuhmacherhandwerk. Doch behält er zwischen Hammerschlägen und Nadelstichen stets das Fenster seiner Portierloge im Auge

Hier oben, auf dem 145 Meter hohen Funkturm, muß jeder einmal gestanden haben. Wenn er über das gewaltige Häusermeer hinwegblickt, bekommt er einen Begriff von der Größe und Vielgestaltigkeit Berlins



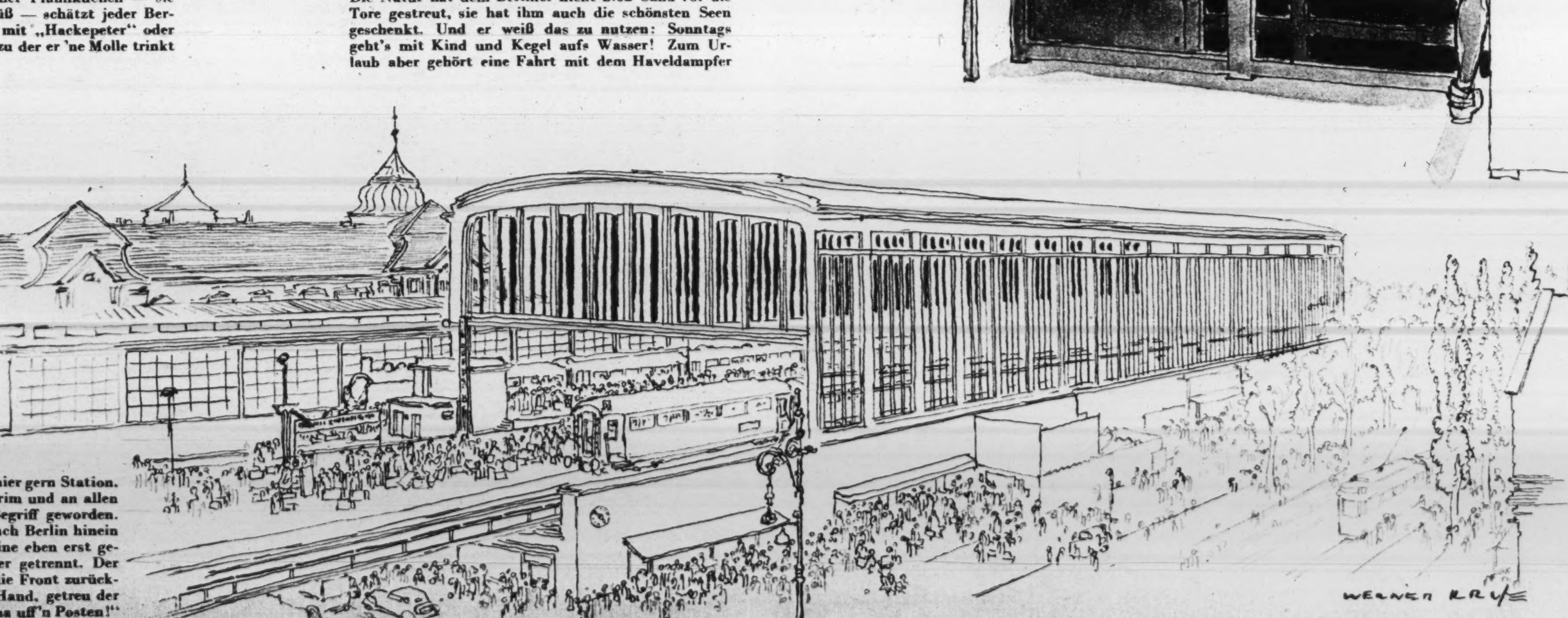
Unten am Fuße des Funkturms ist im Sommer ständig „etwas los". Zwischen den Blumenbeeten der Sommerblumenschau tanzen leichtfüßige Mädchen anmutige Tänze — man hat an alles gedacht! Sogar an ein Marionettentheater, auf dem alte Märchenspiele wieder lebendig werden

Ein Blick hinter die Kulissen des Marionettentheaters ist wie ein Schritt in eine geheimnisvolle Welt. Es ist eine alte Puppenspielerfamilie, die hier ihre Bühne aufgeschlagen hat. Ihre schönsten Erfolge — so erzählt man uns — hat sie auf ihren recht zahlreichen Truppenbetreuungsfahrten gehabt

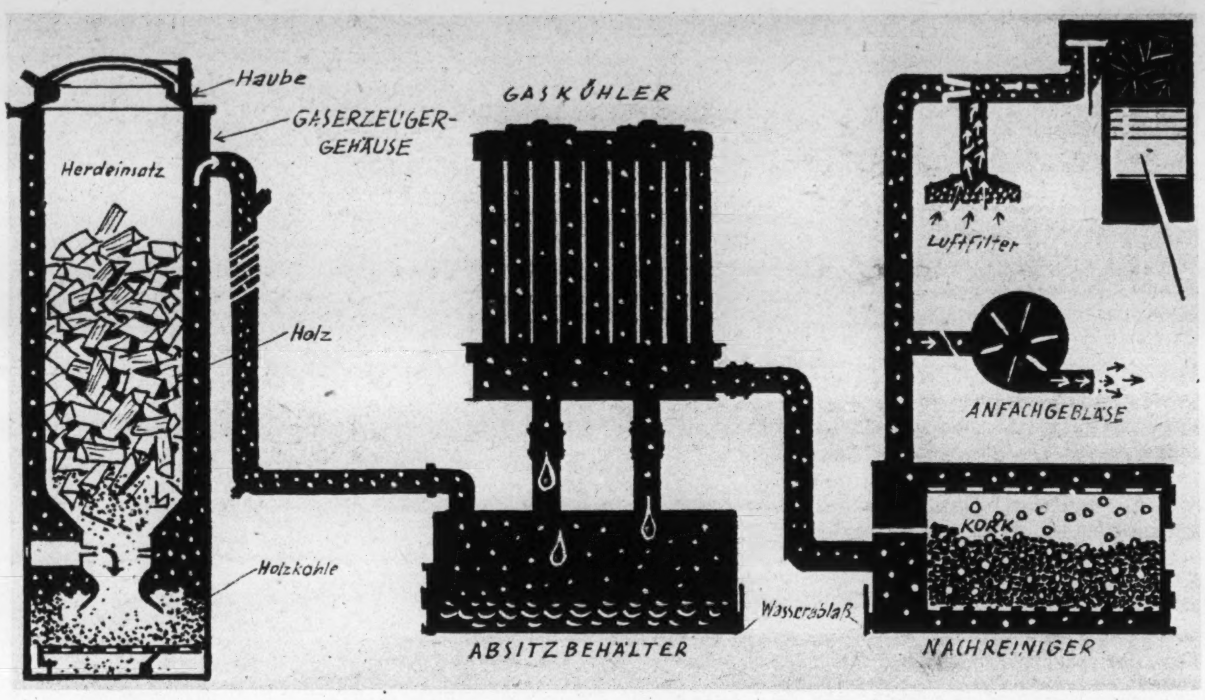
Das geistige Berlin, von böswilligen Kritikern oft verleugnet, hat eine Heimstätte in den großen Bibliotheken und zahlreichen Buchhandlungen. In den großen Büchergewölben in der Innenstadt herrscht heute das Feldgrau vor: der Soldat findet dort alles, was gut und wert ist, ihn an die Front zu begleiten

Die „Weiße" und den Berliner Pfannkuchen — sie dünn und fad, er fett und süß — schätzt jeder Berliner, ebenso ein Frühstück mit „Hackepeter" oder Erbensuppe mit Bockwurst, zu der er 'ne Molle trinkt

Die Natur hat dem Berliner nicht bloß Sand vor die Tore gestreut, sie hat ihm auch die schönsten Seen geschenkt. Und er weiß das zu nutzen: Sonntags geht's mit Kind und Kegel aufs Wasser! Zum Urlaub aber gehört eine Fahrt mit dem Haveldampfer



…ahnhof Zoo. Jeder Urlauber macht hier gern Station. …d so ist er vom Eismeer bis zur Krim und an allen …deren Fronten zu einem festen Begriff geworden. … ist der Startplatz zum Bummel nach Berlin hinein … und wie oft wird hier am Zuge eine eben erst ge…lossene Freundschaft schon wieder getrennt. Der …erliner aber, der von hier aus an die Front zurück…hrt, behält sein Herz fest in der Hand, getreu der …role: „Der Berlina im Osten is imma uff'n Posten!"



WIR FAHREN MIT HOLZGAS

Als vor dem Kriege die ersten Kraftwagen auftauchten, die mit Holzgas fuhren, war dies ein dankbares Thema für die — Witzblätter. Man sah, wie Autofahrer einen Zaun zersägten oder am Walde Bäume fällten, um weiterfahren zu können. Heute sehen wir in der Heimat kaum noch Lastwagen, die keinen Holzgaserzeuger besitzen. Ist dies eine nur kriegsbedingte Erscheinung und werden die Gaserzeuger nach dem Kriege wieder verschwinden? Diese Frage läßt sich leicht beantworten, wenn wir die Entwicklung betrachten, die zum Betrieb unserer Fahrzeugmotoren mit Gas an Stelle von Benzin führte. Der gewaltige Anstieg der Motorisierung in Deutschland hatte auch einen im gleichen Maße steigenden Benzinverbrauch zur Folge. Auf zwei Wegen wurde daher die Deckung des Mehrverbrauchs versucht und auch erreicht: Benzingewinnung aus der Kohle — andere Kraftstoffe für die Motoren und neue Verfahren für deren Betrieb.

Die ersten Verbrennungsmaschinen — lange vor der Einführung des Benzinmotors — wurden mit Gas betrieben. Was lag nun näher als der Gedanke, vom Benzin wieder zum Gas zurückzukehren? Muß doch auch Benzin erst vergast werden, bevor es im Motor verbrannt werden kann. Diese ersten Gasmotoren waren allerdings nicht für Fahrzeuge gebaut, sondern für Kraftwerke zum Erzeugen elektrischer Energie oder zum Betrieb von Kompressoren und anderen Maschinen. Wie nun zu einer Dampfmaschine der Kessel gehört, so brauchten die Gasmotoren ihre Gaserzeuger (auch Generatoren genannt). Diese Gaserzeuger für ortsfeste Motoren waren aber zu groß und zu schwer, um auf Fahrzeugen mitgeführt zu werden. Außerdem war ihr Vergasungsverfahren für den Fahrzeugbetrieb ungeeignet. Da schien es einfacher, sich zunächst nach fertigen Gasen umzusehen.

Der erste Gedanke galt dem Leuchtgas. Nun nimmt aber 1 Kilogramm Leuchtgas sehr viel größeren Raum ein als 1 Kilogramm Benzin, das zudem auch noch die Wärmeenergie in konzentrierterer Form enthält. Man brauchte also unförmig große Behälter, wollte man die gleiche Wärmemenge — und auf diese kommt es ja allein an — mit gewöhnlichem Leuchtgas tanken. Um dies zu vermeiden, wird das Gas mit einem Druck von 150 bis 200 Atmosphären von Kompressoren in die Speicherflaschen gepreßt. Auf jedem Fahrzeug sind nun mehrere dieser Hochdruckflaschen untergebracht und zu einer Batterie zusammengefaßt. Von den Flaschen führt eine Gasleitung über ein Druckminderventil und einen Regler zum Motor. Das Druckminderventil setzt den hohen Flaschendruck auf 2,5 bis 3 Atmosphären herab. In dem Regler wird das Gas so weit entspannt, daß es mit einem geringen Unterdruck in den Motor eintritt.

Bei der Benzingewinnung aus der Kohle entstehen als Nebenprodukte die Gase Propan und Butan. Sie rechnen zu den Flüssiggasen, da sie schon bei den verhältnismäßig niederen Drücken von 5 bis 12 Atmosphären flüssig werden, und sind für sich allein oder auch gemischt zu verwenden. Das Flüssiggas wird ebenfalls in Flaschen gefüllt. Auch leichtere Fahrzeuge können diese Flüssiggasflaschen mitsichführen.

Der Betrieb mit diesen Gasen bietet eine Reihe besonderer Vorteile: Die Motoren springen bei jeder Witterung an, da das Gas-Luft-Gemisch immer zündfähig ist. Die letzten strengen Winter zeigten, wie wichtig gerade diese Eigenschaft ist. Ferner ist die Verbrennung weich und vollkommen geruchlos, es bleiben keine Rückstände übrig, die den Motor verrußen können. Auch das Schmieröl wird nicht verschlechtert wie beim Benzinbetrieb. Außerdem sind die Gase klopffester als Benzin.

Nun ging man noch einen Schritt weiter, denn die Nachfrage nach Flüssiggasen konnte bald nicht mehr befriedigt werden, so schnell hatte sich der Gasbetrieb eingebürgert. Man setzte auf das Fahrzeug eine kleine Gasanstalt — den Gaserzeuger, und schuf so das Generatorfahrzeug.

Die ungeheuren Schwierigkeiten, die es zu überwinden galt, lassen sich ermessen, wenn man einmal den kleinen Fahrzeuggenerator mit einem Gaswerk vergleicht. Die vielseitigen Einrichtungen eines Gaswerkes zum Erzeugen des Gases, zum Kühlen und vor allem zum Reinigen mußten im Prinzip auch am Fahrzeuggenerator vorhanden sein. Dabei wird im Gaswerk stets annähernd immer die gleiche Menge Gas erzeugt, beim Fahrzeug dagegen soll in wenigen Sekunden der Motor vom Leerlauf auf volle Leistung gebracht werden.

In zäher Entwicklungsarbeit, die auch heute noch voll im Fluß ist, wurde ein Problem nach dem andern gelöst. Am leichtesten läßt sich Holzkohle vergasen — und hiermit wurde begonnen. Doch da wir nicht genug Holzkohle erzeugen können, ging man zum Holz über. Mußte es zuerst noch trockenes Buchenholz sein, so läßt sich heute fast alles vergasen: Birke, Erle, Eiche und vor allem die schnell wachsenden Weichhölzer wie Fichte, Kiefer, Tanne. Klappte es anfänglich nur mit abgelagertem, gesundem Schnittholz, so kann es nun auch Abfallholz, Astholz, Knüppelreisig sein. Damit ist es gelungen, unsere „Kraftstofferzeugung" — denn ein Kraftstoff ist ja Holz nun geworden — auf breiteste Grundlage zu stellen, denn wo gibt es kein Holz, vor allem kein Abfallholz?

Wie entsteht nun der neue Kraftstoff? Der Generatorkessel — meist zylindrisch ausgeführt (auf vielen Lastwagen ist er am Führerhaus hochragend aufgestellt) — ist mit faustgroßen Holzstücken gefüllt. Diese gelangen nach unten in die heiße Vergasungszone. Durch die Hitze werden die in dem Holz enthaltenen Gase ausgetrieben, es schwelt — verbrennen kann es nicht, da hierzu nicht genügend Luft vorhanden ist —, und durch das Verschwelen entsteht Holzkohle. Aus dieser Entgasungszone rutscht nun die Holzkohle in die Vergasungszone. Hier verbrennt der Kohlenstoff der Holzkohle bei Luftmangel zu Kohlenoxyd, einem brennbaren Gas, das auch ein Bestandteil unseres Leuchtgases ist. Die erforderliche Luft wird durch Düsen und ein Luftloch von außen angesaugt. Von der Holzkohle bleibt nur ein Aschenrest übrig, der durch ein Rüttelsieb in den Aschenkasten fällt. Der Gaserzeuger muß nun so bemessen sein, daß während des normalen Betriebes Gleichgewicht herrscht zwischen der Verschwelung — der Holzkohlebildung — und der Vergasung — dem Holzkohleverbrauch. Da das Gas Brennstoff und Ascheteilchen mitreißt, wird es in einen Absitzbehälter geleitet, wo durch Ändern der Strömungsrichtung die festen Teilchen ausfallen. Anschließend gelangt das Gas in einen Gaskühler (er befindet sich vor dem Wasserkühler für den Motor), in welchem sich der in dem Gas enthaltene Wasserdampf kondensiert und als Wasser in den unter dem Gaskühler angebrachten Absitzbehälter tropft. Restliche Verunreinigungen werden dem Gase in dem mit Korkabfällen gefüllten Nachreiniger entzogen. Kurz vor dem Motor wird in dem Gas-Luft-Mischer die Verbrennungsluft zugemischt. Die Menge des nun brennbaren Gas-Luft-Gemisches wird wie beim Benzinmotor durch eine Drosselklappe geregelt. Während des Betriebes saugt der Motor die Vergasungsluft selbst durch den Gaserzeuger. Zum Anlassen jedoch ist ein besonderes Anfachgebläse nötig, das von einem kleinen Elektromotor angetrieben wird, da der Saugzug, den der Motor mit dem Anlasser erzeugen könnte, zu schwach ist. Nach längerem Stillstand (über Nacht) wird der Gaserzeuger

MEDOPHARM
Arzneimittel
sind treue Helfer Ihrer Gesundheit!
Medopharm-Arzneimittel sind nur in Apotheken erhältlich.
MEDOPHARM
Pharmazeutische Präparate Gesellschaft m. b. H. München 8

6 GEWINNE ZU 500.000 Rm UND VIELE ANDERE TREFFER ZUSAMMEN FAST 103 Millionen
BEI DER 10. DEUTSCHEN REICHSLOTTERIE
LOSPREISE: 1/8 3.- 1/4 6.- 1/1 24.- Rm je Klasse
Prokopp STAATL. LOTTERIE EINNAHME
WIEN VI. MARIA HILFERSTRASSE 29
ZIEHUNG 15. u. 16. OKT.
Losversand ins Feld!

Du mußt gerüstet sein!
Es hat keinen Zweck, immer am gleichen Platz zu bleiben; allein im Vorwärtsstreben meisterst Du die Zukunft. Du mußt Dir bestimmte Kenntnisse erwerben und Dir Fertigkeiten aneignen, die Dich anderen Menschen unentbehrlich machen. Du mußt für Deine Mitmenschen, für Deinen Betrieb eine Notwendigkeit werden! Sei nicht nur ein Jemand, sondern werde ein Könner!
Wirkliches Können will erarbeitet sein. Hierbei hilft das Christiani-Fernstudium. Studienhonorar RM 2,75 monatlich. Unverbindliche Beratung bei Angabe der Anschrift, des Berufes und des Ausbildungszieles durch
DR.-ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 50
Christiani-Fernlehrgänge in Maschinenbau, Bautechnik, Elektrotechnik und anderen techn. Fächern.

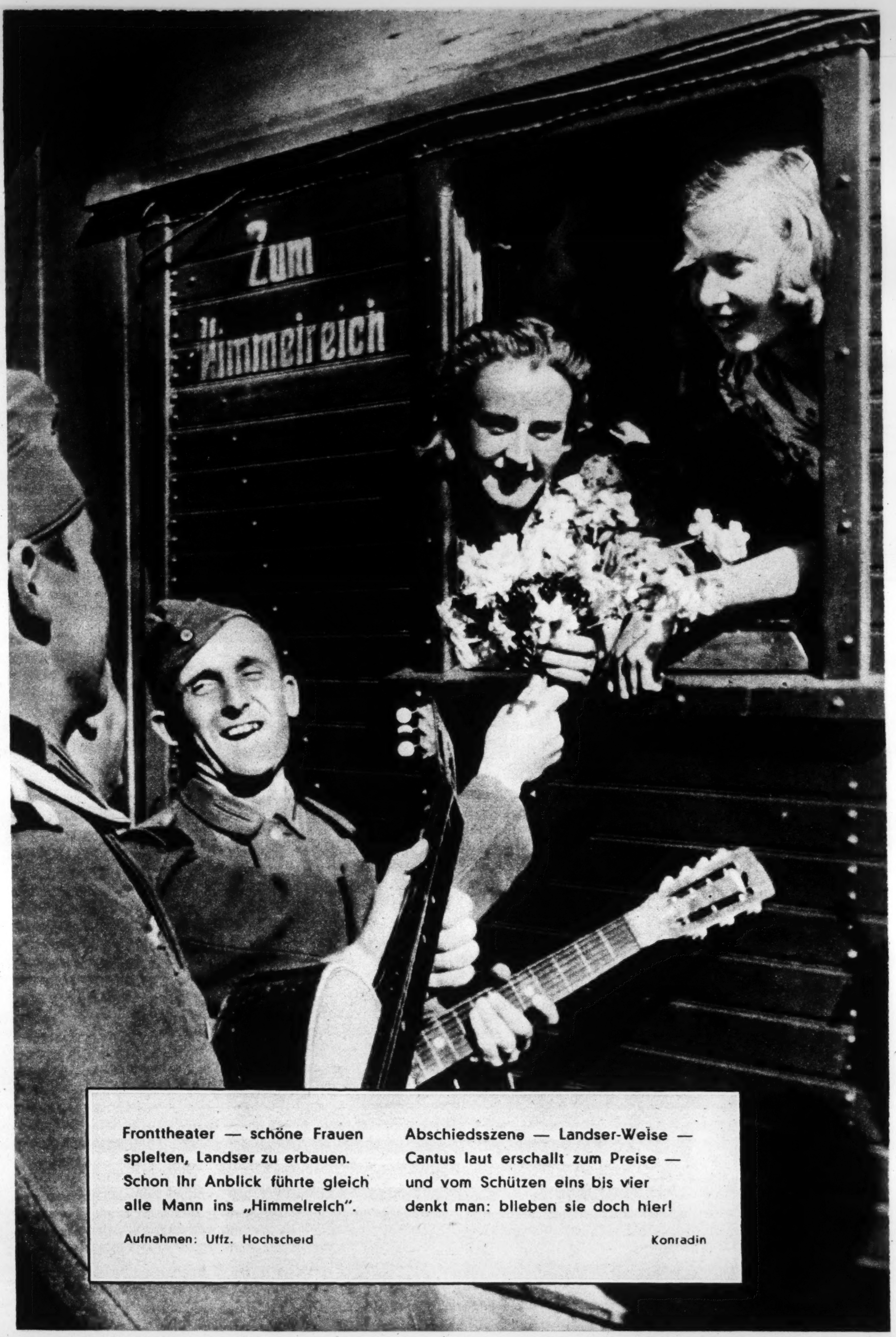
mit einer Lunte angesteckt. Sobald ein zündfähiges Gas entsteht, wird von dem Anfachgebläse auf den Motor umgeschaltet. Ein Ansauggebläse ist nicht nötig, wenn man den Motor mit Benzin als Hilfskraftstoff anläßt.

Bisher war immer nur von Otto-Motoren bzw. der Einsparung von Benzin die Rede. Läßt sich nun nicht auch bei den Dieselmotoren das Dieselöl einsparen? Gewiß ist dies möglich, und zwar durch ein Verfahren, das Diesel selbst noch entwickelt hat, das aber aus wirtschaftlichen Gründen bisher eine geringere Bedeutung hatte. Das Verfahren ist in dem DRP. 109 186 aus dem Jahre 1898 beschrieben, aber schon 1894 hatte Diesel Versuche mit dem „Dieselgasverfahren“, wie wir es heute nennen, durchgeführt. Angesaugt wurde vom Motor ein Gas-Luft-Gemisch, das sich jedoch bei der Verdichtung noch nicht selbst entzündete. (Bekanntlich besitzen die Dieselmotoren keine Zündkerzen, sondern die Zündung wird lediglich durch die hohe Temperatur hervorgerufen, die bei der Verdichtung der angesaugten Luft entsteht.) Dabei war die Temperatur schon so hoch, daß eine jetzt — gegen Ende der Verdichtung — eingespritzte geringe Menge Dieselöl zündete und damit das Gas-Luft-Gemisch zur Verbrennung brachte. Hierbei sind nur noch 10 bis 20 Prozent der ursprünglichen Menge Dieselöls zum Einleiten der Zündung erforderlich. Als Gase können Leuchtgas, Treibgas und Generatorgas Verwendung finden. Auch bei diesem Verfahren braucht am Motor kaum etwas geändert zu werden.

Die heimischen Kraftstoffe Kohle (Gas) und Holz sind also keineswegs kriegsbedingter Ersatz, der später wieder verschwinden wird, denn die Motoren arbeiten ja nicht schlechter, sondern besser damit. Die hier und dort zuerst eingetretene Leistungsminderung bei der Umstellung vorhandener Motoren läßt sich durch konstruktive Maßnahmen leicht wettmachen. Da die Erdölquellen nicht unerschöpflich sind und im Gegensatz zur Kohle nur noch sehr begrenzte Zeit reichen, ist ein sparsames Haushalten mit den Kraftstoffen nicht zu umgehen. Benzin bleibt den leichten Kraftfahrzeugen (Motorräder, Volkswagen) und den Flugzeugen vorbehalten, da es hier zur Zeit noch nicht ersetzt werden kann. Mit Hochdruck- und Flüssiggas werden die Stadtfahrzeuge betrieben, mit Holzgas werden die Lastwagen und Schlepper fahren. Machen die Holzgas- und Flaschengasanlagen bei vielen Fahrzeugen noch einen provisorischen Eindruck, so liegt das an der plötzlich erfolgten Umstellung. In Zukunft wird der Konstrukteur von vornherein mit diesen Anlagen zu rechnen haben und kann sie dann dem ganzen Fahrzeug harmonisch einfügen.

Die Entwicklung ist beim Holzgasgenerator nicht stehengeblieben. Schon sind erfolgreiche Versuche im Gange, auch Koks, Braunkohle und Steinkohle zu vergasen. Für Braunkohle und Anthrazit dürften diese Generatoren bald betriebsreif sein. Und auch dies ist noch nicht die letzte Möglichkeit. Schon Diesel schwebte die unmittelbare Verbrennung von Steinkohle im Motor vor — ohne erst den Umweg über die Vergasung zu nehmen. Darum dürfte es auch kein Zufall sein, wenn einer der Mitarbeiter von Diesel, Rudolf Pawlikowski, sein Lebensziel in der Entwicklung eines Kohlenstaubmotors sah. Wenngleich der erst 1942 Verstorbene die Erfüllung seines Zieles, den betriebsreifen Motor, nicht mehr erlebte, so sind doch schon auf Versuchsständen die Kohlenstaubmotoren gelaufen. Diese weiterzuentwickeln, bleibt der Zeit nach dem Kriege vorbehalten.

Heinrich Quentin



Fronttheater — schöne Frauen
spielten, Landser zu erbauen.
Schon ihr Anblick führte gleich
alle Mann ins „Himmelreich“.

Abschiedsszene — Landser-Weise —
Cantus laut erschallt zum Preise —
und vom Schützen eins bis vier
denkt man: blieben sie doch hier!

Aufnahmen: Uffz. Hochscheid — Konradin

Ziehung 1. Klasse 15. u. 16. Oktober

Deutsche Reichslotterie

1200000 Lose, 480000 Gew., 3 Prämien in fünf Klassen. Gesamtgewinnbetrag über

102 Millionen RM

Höchstgewinne (§ 2, III des Planes)

auf 3/1 **3 Millionen RM**
auf 2/1 **2 Millionen RM**
auf 1/1 **1 Million RM**
3 Prämien zu je **500 000 RM**
3 Gewinne zu je **500 000 RM**
3 Gewinne zu je **300 000 RM**
3 Gewinne zu je **200 000 RM**
18 Gewinne zu je **100 000 RM**

Lospreise je Klasse

1/8 **3.** 1/4 **6.** 1/2 **12.** 1/1 **24** RM
Doppellos **48.** dreif. Los **72** RM
Porto und Liste 28 Rpfg. je Klasse
Bestellen Sie sofort auf einer Postkarte oder durch Postscheck bei

Bergner Staatliche Lotterie-Einnahme
Berlin W 8, Friedrichstraße 83
Postscheck Berlin 402 21 — Fernruf 12 58 72

Aufnahme: Gisela Schumann

Die Entscheidung

VON WOLFGANG FEDERAU

Der Abendröte letzter zarter Schimmer verblaßte im Westen — der Tag hatte nun endgültig Abschied genommen und räumte der Nacht das Feld. Schon glänzten da und dort aus samtenem Dunkel ein paar erste Sterne, und mit der Dunkelheit kam die Kühle, und ein kleiner Wind sprang auf. Der hatte bislang wohl am Ufer des Sees hinten, im Park, geschlafen. Jetzt ließ er das Schilf leise rauschen und wispern, er lief durch den Obstgarten und rührte die Blätter der Bäume an, daß sie sanft hin und her schaukelten, und er erreichte schließlich den Balkon, auf dem die drei jungen Menschen beieinander saßen.

Christine fröstelte. Sie erhob sich plötzlich. „Es wird kühl", sagte sie, „ich denke, wir gehen hinein." Die beiden Männer widersprachen nicht. Frank sprang auf, legte Christine mit behutsamer Zärtlichkeit den Mantel über die schmalen Schultern und geleitete sie ins Zimmer. Heinz zögerte noch ein wenig. „Ich denke", sagte er, „da war noch eine Flasche Wein. Die letzte — so soll sie nicht ungetrunken bleiben."

Er fand sie, und er folgte alsbald, beladen mit dem Wein, den Gläsern und den Zigaretten.

Im Zimmer, das den ganzen Tag über das Sonnenlicht eingefangen hatte, war es warm und angenehm. So mochte man gern noch zusammensitzen.

„Wißt ihr", sagte Christine, die es sich in einer Sofaecke gemütlich gemacht hatte, „zuerst, wenn ich ehrlich sein soll, hatte ich ein bißchen Angst vor diesem Abschied. Vor der Bitterkeit, die mit allem Abschied verbunden ist. Aber nun — nein, ich bereue diese Stunde nicht, die wir eben verplauderten. Gewiß — niemand kann sagen, wann wir uns wiedersehen und wie, ja, und ... und ob überhaupt, nicht wahr? Und wenn man das bedenkt, dann wird man leicht ernst und sogar traurig. Aber Ernst und Trauer und sogar Schmerz, sie gehören ja zum Leben wie Glück und Frohsinn und Übermut, und wenn wir alles genug prüfen und überdenken, dann wollen wir auch die Schatten nicht missen, ohne die es kein Licht gibt?"

„Ja", nickte Heinz, und für Frank war diese Frage eine willkommene Gelegenheit, das gefüllte Glas zu erheben und dem Leben zuzutrinken.

„Ja", sagte Christine wieder, „so ist das nun. Es ist eine merkwürdige Stunde ... eben noch seid ihr so nah, es ist derselbe Raum, der uns umschließt, der unseren Atem hört und unsere Gespräche, der unser Lächeln sieht und unsere heimlichen, unsere ungeweinten Tränen. Morgen aber, da ist alles ganz anders — da seid ihr sehr weit von hier, und dies alles ist vorbei."

„So trinken wir auf das Heute!" ermunterte Frank, der sich heftig dagegen sträubte, weich zu werden. Aber Christine beachtete ihn nicht.

„Ihr seid Männer", meinte sie, übergangslos, „und für euch ist das alles vielleicht ganz anders, mindestens leichter. Ja, leichter bestimmt. Aber ich ... da ist keine Macht außerhalb meiner selbst, die mein Leben plötzlich in die Hand nimmt und mein Schicksal lenkt nach ihren Entschlüssen. Ich muß alles ganz aus mir selbst heraus tun. Ihr könnt euch nicht denken, wie schwierig alles für mich ist plötzlich; Freunde seid ihr, und eure Freundschaft hat sich durch lange Jahre vielfach und bei mancher ernsthaften Gelegenheit erwiesen. Ihr habt es euch gestanden, und ihr habt es mir, ohne es direkt auszusprechen, immer wieder zu verstehen gegeben, daß ihr mich liebt ... oder doch wenigstens, daß ihr glaubt, mich zu lieben!"

„Wir lieben dich wirklich, so, wie nur ein Mann ein Mädchen lieben kann", beeilte sich Heinz zu versichern.

„Nun gut", fuhr Christine fort, „angenommen, es ist so. Da könnte man denken: was für ein glückliches Mädchen ist diese Christine doch. Da sie gleich von zwei Männern begehrt und geliebt wird. Aber ich bin deswegen gar nicht glücklich, wirklich nicht."

Sie schwieg, nahm eine Zigarette — mit betonter Feierlichkeit gab Frank ihr Feuer.

„Danke", sagte Christine und blies den Rauch mit verspielt gespitzten Lippen vor sich hin und sah ins Leere, bis sie endlich weitersprach: „Es sind natürlich schon unzählige Frauen vor mir in einer ähnlichen Situation gewesen, und unzähligen anderen nach mir wird es ebenso ergehen. Nur — es war da alles einfacher. Man

UNSERE KNOBELECKE

Richtig einfügen

Geiß — Juist — Form — Strich — Weihe — Maler — Pakt — Ladung — Tat — Kralle — Siegel — Wert.

In jedes der obenstehenden Wörter ist ein Buchstabe einzufügen, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Die eingefügten Buchstaben nennen, fortlaufend gelesen, eine Befestigung am Ende eines Flußüberganges.

Silbenbaukasten

sei		wenn		ren		de		
	die		ne		zen		mach	
dem		ein		de		zei		
	ne		zen		v.		let	

dann — dei — dir — en — f. — ge — hän — in krat — leu — mäh — nar — sal — spiel — tat — und.

Die obenstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, vier Gedichtzeilen und den Namen ihres Verfassers ergeben.

Silbenentnahme.

Eisdiele — Rechtswahrer — Reseda — Vergröberung — Autostraße — Kannstadt — Harmonie — Katzenauge — Genießer — Halbmesser — Diadem — Wagehals — Roboter — Teheran — Niederwald — Pflichtgefühl — Melancholie — Regenwurm.

Jedem der obenstehenden Wörter ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben diese Silben eine Spruchweisheit von August Mahlmann.

Der Verbindungsbuchstabe

Stahl — Kap — Imme — Sieg — Karo — Tür — Web — Pferd — Akt — Wal — Mark — Dogge.

Den vorstehenden Wörtern ist je eines der nachfolgenden alphabetisch geordneten Wörter unter Verwendung eines neu zu suchenden Verbindungsbuchstabens anzufügen, so daß neue Wörter entstehen.

Ar — Bank — Ei — Elm — Kraft — Macht — Mann — Ried — Serie — Tal — Tender — Werk

Bei richtiger Lösung ergeben die Verbindungsbuchstaben, aneinandergereiht, ein Kriegsschiff.

Silbenrätsel

Aus den Silben: be — be — ben — ber — ca — che — chit — don — eh — emp — feh — fisch — gas — gel — gua — gung — i — i — irr — kas — la — lach — licht — lung — ma — ne — ne — neu — no — ra — ren — sa — sa — si — sil — tos — tow — zei — sind zwölf Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Goethe ergeben (ch ist ein Buchstabe).

1. Stachliger Meeresbewohner, 2. Schmuckstein, 3. Betäubungsmittel, 4. günstige Auskunft, 5. Sumpfschnepfe, 6. soldatischer Gruß, 7. Geringfügigkeit, 8. vorweltliches Kriechtier, 9. Stadt an der Wolga, 10. Oper von Puccini, 11. Metallegierung, 12. Erscheinung über Sümpfen.

Spruch-Mosaik

reie — lenka — bern — pfeil

chena — sherz — ersäu — nbre

einf — nnma — icht

Die Mosaiksteinchen ergeben, richtig aneinandergereiht, einen Spruch von Goethe.

Verlagsleiter: Maximilian Künzner, Berlin-Zehlendorf, Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25. Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH, Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen: Dr. Horst Harff (im Felde), i. V.: Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin

nahm Abschied voneinander, man trennte sich, für mehr oder minder lange Zeit, und es war diese Zeit, die dann alles auf irgendeine Art ins reine brachte. Meist ging auch nur einer fort und der andere blieb zurück, dann verfiel das Mädchen entweder seinem beständigen Werben, oder aber: selbst seine dauernde Nähe vermochte nicht, die Erinnerung an den Fernen aus ihrem Herzen zu reißen ... dann wußte sie ebenfalls, ohne viel Mühe, was sie zu tun hatte, um glücklich zu werden. Jetzt aber ... es ist Krieg, und der Krieg, ja die ganze Kriegszeit überhaupt, sie hat ihre eigenen Gesetze und Spielregeln. Sie verlangt überall, sowohl draußen an den Fronten als auch daheim und auch in den Bezirken unseres privatesten Lebens, immer wieder sofortige Entschlüsse, sofortige Entscheidungen."

„Du hast recht", sagte Heinz. „Und wenn ich ehrlich sein darf, Christine, so haben wir beide, Frank und ich, gehofft, daß deine Entscheidung heute fallen würde."

„Es ist keine unbillige Erwartung gewesen", gab Christine zu, und ein vieldeutiges Lächeln glitt über ihre Lippen. „Und wenn wir ein paar Jahrhunderte früher gelebt hätten, so hätte ich euch vielleicht jetzt zu verstehen gegeben, ihr sollt um mich kämpfen, und ich würde meine Hand dem Sieger reichen. Was würdet ihr zu einem solchen Ansinnen sagen?"

Die beiden sahen Christine an und wurden rot, sie blickten einander an und wurden blaß. Es blieb eine Weile ganz still in dem Zimmer, und Christine betrachtete die Männer ruhig, mit nachdenklichem Blick.

„Ihr braucht mir keine Antwort zu geben", sagte sie endlich. „Ihr habt sie mir ja eigentlich auch schon dadurch gegeben, daß ihr sie unterließet. Aber es war natürlich auch nur ein Einfall von mir — tut so, als hätte ich das eben nicht gesagt. Wirkliche Freundschaft ist etwas so Seltenes, daß ich es nie fertigbringen würde, euch zu zwingen, zwischen Freundschaft oder Liebe wählen zu müssen. Ihr habt ja jetzt auch andere Aufgaben, andere Pflichten, als daß ihr euer Leben um eines persönlichen Glückes willen aufs Spiel setzen dürft. Um aber auf das andere zu kommen: seht, diese Entscheidung, die ihr erhofftet, ich kann sie nicht treffen. Ich habe mein Herz befragt, und mein Herz blieb stumm. Ich habe euch gern, sehr gern, alle beide — aber gern haben, das ist noch nicht lieben, nicht wahr? Ihr wollt mehr, und ich, ich will natürlich auch mehr. So bleibt denn nichts anderes übrig, als zu warten, als diese Stunde hinzunehmen als einen Abschied, der alles offen läßt, der aber auch, hoffentlich, kein Abschied für immer ist. Ist das sehr schlimm?"

„Sehr schlimm, jawohl", nickte Heinz.

Doch Frank hatte sich schon gefaßt, sich mit dem Unabänderlichen abgefunden. „So erlaube mir wenigstens", bat er, „dir als Erinnerung an alles Schöne, was wir gemeinsam erleben durften, an all die schönen, unvergeßlichen Stunden ein kleines Geschenk zu überreichen. Keinen Ring — nein, ich will deiner späteren Entscheidung nicht vorgreifen. Ein Kettchen nur — ich hatte es dir schon lange zugedacht, und dieser Augenblick ist wohl der rechte, es dir zu geben."

„Ich stehe mit armen Händen vor dir", meinte da Heinz, während er ein Bild aus seiner Brieftasche zog und es in Christines Hand legte. „Ich hätte nicht gewagt, was mein Freund Frank so bedenkenlos tut."

„Mein Gott", wunderte sich Christine, das Bild betrachtend. „Da bist du ja noch ein Knabe, ein Kind ..."

„Ja", nickte Heinz ernsthaft, „ich habe gerade dieses Bild aus längst entflohenen Tagen mit Absicht ausgewählt. Ich habe mir sagen lassen, eine Frau suche in dem Manne, den sie liebt, immer das Bild des Kindes, das er einmal gewesen ist. Und ..."

„Sehr gut gedacht", lächelte Christine, und es schien, als sei sie absichtlich bemüht, Heinz nicht fortfahren zu lassen. „Aber da fällt mir eben ein: es ist euch eigentlich gar nicht bewußt geworden, daß heute einer in unserer Runde fehlt?"

„Du meinst Martin?" fragte Frank.

„Ja — natürlich. Er gehörte doch zu unserem Vierklee, nicht wahr? Er ist nun schon seit Monaten draußen, irgendwo im Osten, und er hat mir natürlich auch ‚Auf Wiedersehen' gesagt, ehe er ging, damals. Aber ein kleines Geschenk zur Erinnerung, so wie ihr das eben tatet, hat er mir nicht überreicht."

„Er hat es vergessen in dem Wirrwarr des Aufbruchs", suchte Heinz den Abwesenden gutmütig zu entschuldigen.

„Nein", widersprach Christine. „Er hat es nicht vergessen. Er sagte mir: wenn du mich liebst, dann werde ich dir nah und gegenwärtig sein, wo immer ich mich auch befinde. Und wenn du mich nicht liebst, dann würde selbst mein Bild nicht genügen, dir den nahe zu bringen, der deinem Herzen fern ist. Und ich sehe jetzt, ich sehe es seit langem, daß er recht hatte. Er ist mir so nah, als wäre er mitten unter uns!"

„So ist deine Entscheidung schon getroffen", rief Frank aufspringend.

Heinz nahm langsam, zögernd ihre zarte Hand. „Wir lieben dich so sehr", sagte er, „daß wir deinen Entschluß ehren, selbst dann, wenn er uns so schwer trifft. Aber eines wüßten wir noch gern: dürfen wir dir schreiben, trotz ... trotz Martin?"

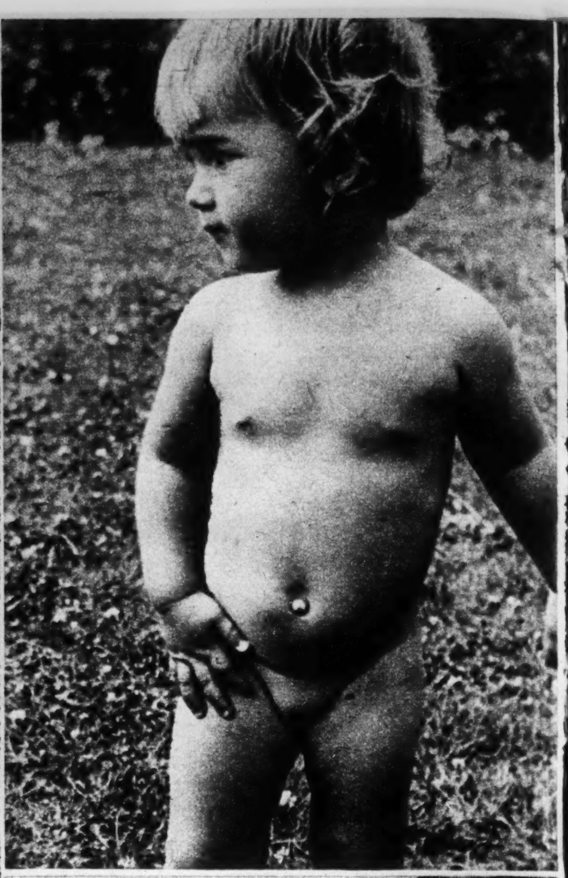
„Dürfen? Ihr müßt!" erwiderte Christine. Und dann küßte sie die beiden, Frank und Hein. „Martin", sagte sie, „Martin würde es mir nie verzeihen, wenn ich euch ohne diesen Kuß ziehen ließe. Ihn freilich — ihn habe ich nicht geküßt."

Das ist Kristina Söderbaum, wie wir sie kennen und wie sie uns gefällt. Wir werden sie in dem neuen Ufa-Farbfilm „Opfergang" sehen, der nach der gleichnamigen Novelle Rudolf G. Bindings gedreht wird

AUS UNSERER WUNDERTÜTE

Die Feldpost bringt uns viele Briefe von der Front; je mehr es sind, um so größer ist bei uns die Freude. Manche sind darunter, die werden sofort ausgesondert, die kommen in unsere „Wundertüte" und sollen euch von Zeit zu Zeit vorgeführt werden, damit auch ihr euren Spaß daran habt. Eine kleine Auswahl zeigten wir ja schon in Folge 14: das Ergebnis unserer Preisfrage „Die Brieftasche in Linie 5". Der große Widerhall, den diese Preisfrage gefunden hat, hat uns veranlaßt, in der letzten Folge (Nr. 17) eine neue zu stellen, sie heißt: „Wer findet den treffendsten Ausspruch?" Wir sind gespannt, auf welche Einfälle die witzigsten Köpfe unter euch kommen werden, wenn sie dieses Strandgewimmel, das unser Zeichner mit tausend Einzelheiten aufs Papier gebracht hat, vor sich sehen. Natürlich — irgendwie muß es sich bei solchen Preisfragen immer um Mädel drehen — euer Wunsch ist uns Befehl! So hat unsere letzte Seite in Folge 13 „Ich liebe dich", bei der es um Liebe und Graphologie ging, manchen von euch — wir haben das schriftlich vorliegen — viel innere Unruhe bereitet, ebenso die vorhergehende Knobelaufgabe: „Was machst du, wenn du ein Mädel kennenlernst?"

Doch nun zu unserer „Wundertüte". Die originellste Einsendung findet ihr obenstehend abgebildet. Es ist der Angriff einer wilden Mücke auf die friedlich in der Sonne liegende Maid. Unteroffizier Fritz Boddenberg hat seiner Zeichnung folgenden Vers mitgegeben: „Ein Bild mit sehr viel sex appeal / mir in der Zeitschrift gut gefiel. / Da wünscht' ich mir gleich voll Entzücken, / ach, wärst du dort am Strand 'ne Mücken!" Solch ein Genießer! Unteroffizier Erich Grawert hat sogar in fünf Strophen das gleiche Mädchen besungen. Nur eine Kostprobe: „Ein Mädchen liegt im Sonnenbad, / genießt des Meerwinds Frische, / da schleicht mit Fotoapparat / ein Landser durch die Büsche." Der Hymnus an die schöne Frau schließt vielsagend: „Was weiter mit den beiden ward, / vermag ich nicht zu sagen, / dies nette Foto blieb zurück / aus ihren Urlaubstagen." Selbstverständlich sind wir nach wie vor bemüht, die vielen Kameraden, die die Anschriften der in unserer Zeitschrift abgebildeten Mädel wissen möchten, zufriedenzustellen. Leider gelingt es jedoch nur in den seltensten Fällen, die Anschrift zu ermitteln, denn die Aufnahmen liegen oft weit zurück, die Mädel haben inzwischen geheiratet oder sind sonst in „festen Händen". Da können auch wir nur in den Stoßseufzer einstimmen, den „zwei, die auch schwierigen Problemen mit Humor begegnen", uns dieser Tage in einem längeren Gedicht zur Kenntnis brachten: „Könnten wir doch diesen Frauen / geradewegs ins Herze schauen!" Ein anderer Kamerad aber gedenkt diesem Unsicherheitsfaktor dadurch zu begegnen, daß er den Kreis seiner Bemühungen von Anfang an weit genug spannt. Schickt er uns doch auf einmal gleich drei Briefe mit der Bitte, sie an die in einer Folge veröffentlichten Mädchen weiterzuleiten! Da diese Briefe nicht in Umschlägen verschlossen waren, wird es uns niemand verdenken, daß wir einen Blick hineingeworfen haben. Und siehe da, alle drei hatten denselben Wortlaut. Da wir den Namen des Absenders streng geheimhalten, sei uns ein kurzer Auszug erlaubt: „Obwohl ich sonst sehr schüchtern bin", so schreibt er, „kann ich in diesem Fall nicht anders, als daß ich mich schriftlich an Sie wende. Mein Herz ist für Sie dermaßen entbrannt, daß ich seit dem Tage, da ich Ihr Bild erblickte, keine Ruhe mehr habe ..." Kommentar überflüssig!



Mach mit Monika!

Als der Vater der kleinen dreijährigen Monika das letztemal auf Urlaub zu Hause war, versuchte sie gerade ihre ersten Schritte. Was wird er dazu sagen, wenn er sie jetzt auf diesen Bildern sieht! Monika auf dem Sportplatz! In jeder Woche ist sie einmal dort draußen, wo die junge Tante Trude eine ganze Schar von fröhlichen Kindern um sich hat. Da wird gespielt und — geturnt. Ja, ihr lest richtig: geturnt, denn heute fängt man damit früher an als zu Vaters Zeiten. Und welchen Spaß das der kleinen Gesellschaft macht — seht euch die Bilder an, sie sagen alles!